Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

IV. Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein41eber

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Viertes Bändchen.

Wien 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

RBR
Jantz
#1035
Bdchn. 4

Die Selbstsucht entgeht ihrer Strafe nicht.

Unter den Gebrechen unserer bewegten Zeit ist der Egoismus das allergemeinste, der Charakter unseres Jahrhunderts geworden. Kein Stand, keine Classe, kein Alter blieb von seinen traurigen Einflüssen frei. Die schönste Tugend der im Vereine lebenden Menschheit, die Geselligkeit, hat er vernichtet, das Vertrauen und den Credit verdrängt, Menschenliebe und Humanität mit seinem Medusenhaupte verscheucht. Kalt sind die Herzen, berechnend der Geist — hart, geizig und treulos die Menschen geworden. Der Egoismus ist die Veranlassung zu jener heftigen Aufregung, deren Taumel Europa erfaßt hat; er, der ewige Gegner alles Seelenfriedens, kennt keine Unthat, wozu seine Lockungen nicht führen können; und alle menschliche Glückseligkeit wird so lang leerer Wortschall bleiben, als dieser Schlange in unserm Gemüthe der Kopf nicht für immer zertreten ist.

So mangelt es leider nicht an Beispielen, die deutlich beweisen, wie sehr der Selbstsüchtige nicht nur Andern zum Verderben und Abscheu, sondern früher oder später der Zerstörer seines eigenen Glückes wird. Es bleibt ewige Wahrheit: daß das Böse

den Keim seiner Vernichtung und Strafe in sich selbst trägt, daß der, welcher die göttlichen und menschlichen Gesetze der Liebe mit Füßen tritt, sich selber ausstößt aus dem Vereine der Besseren, hinabstürzt in den Abgrund seiner Verirrungen und dem süßen inneren Leben entschwindet, das den edleren Menschen emporhebt über die Stürme der Zeit und in allen Lagen sein irdisches Dasein zum himmlischen adelt. Diese Lehre hat, nebst den Schicksalen von Tausend Großen und Kleinen aus unserer Mitte, vorzüglich auffallend der heitere Lebensanfang und das traurige Ende des Grafen v. Greiffenfeld, dänischen Großkanzlers, zum warnenden Beispiel gegeben.

Der Großkanzler des dänischen Königs Christian V., Peter Graf von Greiffenfeld, war von der niedersten Abkunft; sein Familienname hieß Schumacher. Sein Vater arbeitete für Taglohn und starb, als sein Sohn noch nicht die Jahre der frühesten Kindheit überschritten hatte; und die Mutter mußte mit dem Verkauf von Brot und hitzigen Getränken ihren Unterhalt kümmerlich gewinnen. Sie lebte indessen in ihrem Sohne; hatte so viele Einsicht, sein schlummerndes Talent zu erkennen, und Liebe genug, sich oft das Nöthigste zu versagen, um den kleinen Peter in die Schule zu senden und ihm zu einer höheren Bildung die Gelegenheit an die Hand zu geben. Dieser versetzte auch bald durch seine ungemeinen Fortschritte in den Wissenschaften und freien Künsten die Lehrmeister in Erstaunen. —

Er hatte bei Beendigung seiner akademischen Laufbahn in der classischen Literatur solche schätzenswerthe Kenntnisse erworben, daß sein Name mit Auszeichnung genannt und sein Umgang von den gelehrtesten Männern gesucht und gewürdiget wurde.

So kam es, daß er durch die Verwendung einflußreicher Männer die Stelle eines Custos der königlichen Bibliothek in Kopenhagen, und mit ihr die Gelegenheit erhielt, seine Kenntnisse zu erweitern und die reichen Gaben seines Geistes zu vervollkommnen. Das Studium der lateinischen Sprache blieb ihm Lieblingsgeschäft und die Reinheit und Erhabenheit des Styles einiger Gelegenheitswerke, die er herausgab, bezauberte Alle, welche — damals in weit größerer Anzahl als jetzt — in dem Studium jener classischen Sprache die Stütze und das Mark aller wissenschaftlichen Bildung verehrten.

Schumacher hatte schon eine, selbst seinem kunstliebenden Könige nicht unbekannt gebliebene Berühmtheit errungen, als eine deutsche Gesandtschaft am dänischen Hofe erschien und den Gegenstand ihrer Sendung in lateinischer Sprache vortrug. Es war Niemand in der Umgebung des Königs, der im Stande gewesen wäre, die Rede der Gesandtschaft in derselben Sprache gewandt zu beantworten, um so mehr, da Christian V. in solchen Dingen etwas eigen und auf den Ruf der Gelehrsamkeit eifersüchtig war. In dieser Verlegenheit dachte ein Minister des königlichen Bibliothekars und empfahl ihn dem Könige. Dieser muß unverzüglich bei Hofe

erscheinen. Als ihn der König fragt, ob er sich getraue, dem Gesandten nach Verlauf einer Stunde in einer wohlgesetzten lateinischen Rede die ihm mitgetheilte Antwort zu verkünden, erwiedert er zum Erstaunen des Königs, daß er nach genommener Einsicht des deutschen Aufsatzes die Gegenrede sogleich zu halten entschlossen sei. Sein Vortrag war ein Meisterstück, voll Geschmack, Feinheit und Zierlichkeit, so daß er ihm den ungetheilten Beifall der Gesandtschaft und die Bewunderung des Hofes erwarb.

Folge dieses Vorfalles war die Ernennung Schumacher's zum Rath im Cabinette des Königs. Da er in dieser Stellung das Vertrauen seines edelmüthigen Gebieters immer mehr zu gewinnen wußte, so wurde er im Jahre 1673 zur Würde eines Reichskanzlers erhoben. Schon im nächsten Jahre erhielt er die, durch den Tod des Freiherrn von Retz erledigte Stelle eines Hofkanzlers mit dem Titel: „Großkanzler," und hierzu den Elephantenorden. Nach diesen Glücksfällen ward er auch mit dem Geschlechtsnamen: „Greiffenfeld" in den Grafenstand erhoben.

So weit die höchst seltene Glücksepoche eines armen Taglöhnersohnes, der Alles seinem Talente, nichts der Kabale oder Protection verdankte! Indessen war trotz aller Geistesbildung und Kenntnißfülle dieses außerordentlichen Mannes sein Herz von Jugend auf leer geblieben. Je höher ihn die Laune der Glücksgöttin hob, desto härter schien sein Gemüth, desto

größer seine Selbstsucht zu werden. Schon als königlicher Rath schämte er sich seiner armen Mutter, und ließ sie, ein ungerathener Sohn, ohne Unterstützung und Theilnahme; und als er nach dem König die erste Person im Reiche geworden, kannte er Niemand mehr von Jenen, welche in seiner hilflosen Jugend ihn mit Rath und That menschenfreundlich gefördert. Ein unersättlicher Ehrgeiz tosete in seinem Innern und seine Selbstsucht war zu einem solchen Grade gestiegen, daß er, von der Blindheit seiner Begierden befangen, selbst seine geschworne Treue gegen den außer Acht ließ, der ihn aus dem dunkeln Staube bis zur lichten Höhe der Thronesstufen gehoben.

Greiffenfeld liebte das Geld über Alles. Er ertheilte nur für große Summen günstige Rechtssprüche und verzögerte Entscheidungen für Jene, welche sich zu Geschenken nicht verstehen wollten. Ja, er ging, von seiner Habsucht geblendet, endlich so weit, die Geheimnisse des dänischen Cabinettes zu Gunsten seines Privatinteresses an Frankreich und Schweden, die damaligen Feinde seines Vaterlandes, zu verrathen. Lange wollte der König den dringenden Beschwerden seiner treuen Diener über die ungerechten Maßregeln des Großkanzlers keine Folge geben, bis endlich durch den französischen Gesandten Terlon selbst der schmähliche Verräther an seinem Fürsten und Vaterlande entlarvt wurde.

Nun wurde Graf Greiffenfeld nach Hofe beschieden und dort von dem General Arensdorf auf

Befehl des Königs verhaftet. Er entsetzte sich über diesen Vorfall dergestalt, daß er lange kein Wort vorbringen konnte und am ganzen Leibe fieberhaft zitterte. Man nahm ihm Degen und Orden ab und confiscirte Tags darauf sein Vermögen, welches in siebzehn Tonnen Goldes, meist französischen und schwedischen Geldes, bestand. Das hierzu eigens ernannte Gericht untersuchte Greiffenfeld's Sache mit Ruhe und Unparteilichkeit; die Beweise für seine Schuld waren so einleuchtend und triftig, daß ihnen der Angeklagte nur hohle Ausflüchte und grundlose Betheuerungen entgegensetzen konnte.

Das Urtheil lautete: „Graf v. Greiffenfeld habe, der Verbrechen willen, durch die er die göttliche und menschliche Majestät beleidigt, Leben, Gut und Ehre verwirkt. Er soll deßhalb des Grafenstandes und aller Ehrenämter entsetzt, sein Name und Gedächtniß vertilgt, ihm Helm, Wappen und Schild durch Henkershand zerbrochen, er nunmehr wieder Peter Schumacher genannt und mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden."

Die beklagenswerthe Mutter des Unglückseligen, welche diese Schreckensscene überleben mußte, erwirkt bei dem beleidigten Könige Gehör; wirft sich zu seinen Füßen und fleht für das Leben ihres unglücklichen Sohnes. Dieser aber stand bereits auf dem Schaffote, bat eben den Henker, mit dem Todesstreiche

zu eilen, als der Adjutant des Königs mit dem Ausrufe: „Halt' ein! der König hat ihm das Leben geschenkt!" einhersprengte.

Schumacher ward zur lebenslänglichen Gefängnißstrafe nach Drontheim in Norwegen abgeführt. Er lebte dort noch 23 Jahre und starb endlich am 18. März 1699, als ein warnendes Beispiel: wie hoch Verstand und Geisteskraft den Menschen heben, wie tief die Selbstsucht ihn erniedrigen könne, und wie oft ein Unwürdiger nur deßhalb von der gerechten Vorsehung erhoben werde, um durch einen plötzlichen Fall seine Leidenschaften und Vergehen desto strenger zu büßen und Andern eine um so gewichtigere Warnung zu geben!

Nie wollen wir die ewige Wahrheit vergessen: daß nicht nur oben, sondern auch hier schon auf der Erde Gottes Gerechtigkeit waltet!

Der Herr verläßt die Seinen nicht.

Je mehr ich die Menschen kennen gelernt habe, desto inniger ward die Ueberzeugung in mir, daß sie, mit äußerst wenigen Ausnahmen, an jedem Uebel, welches sie trifft, selbst Schuld sind. Freilich steht die Veranlassung zu unserem Mißgeschicke nicht immer mit den Folgen desselben im Verhältnisse, und oft ist die Schuld gering, während das aus ihr entstandene Unglück einflußreich für ein ganzes Menschenleben bleibt; aber daß wir selbst die Quelle unserer Leiden sind, bleibt dessenungeachtet eben so wahr, als der Gegensatz meiner Behauptung, daß wir uns unser Glück selbst schaffen, es mit Geduld und Beharrlichkeit sogar aus den finstern Wolken des Mißgeschickes an das Licht der Freude zu ziehen, und die trübsten Seiten des Lebens durch eigene Kraft zu erheitern vermögen.

Junge Leute, welche nur wenige Jahre hindurch mit vorurtheilsfreiem Sinne in die Welt blicken, können gar früh bemerken, welche Veränderungen in den Lebenslagen ihrer Umgebung sich in den kürzesten Zeiträumen zutragen. Mächtige stürzen von ihrer

Höhe, Reiche werden arm, Trostlose finden Freude, Verlassene gewinnen Antheil und Schutz. Diese Unbeständigkeit des menschlichen Schicksales, so niederschlagend sie auch in mancher Hinsicht sein dürfte, muß doch neues Leben in das zitternde Herz des Muthlosen zaubern. Ja, mein junger Freund! sei verlassen und arm, ohne Hilfe und Stütze — verdienst du es, besitzest du Tugend und Verstand genug, so kannst du mit eigener Kraft den Stern des Glückes in deinen Wirkungskreis ziehen!

*

Unter jenen Menschen, welchen das Glück schon in den Jahren der Kindheit zürnend den Rücken gewendet, war Willibald gewiß nicht der Letzte. Seine Aeltern, arme Landleute, starben so frühzeitig, daß er ihren Verlust noch nicht zu fühlen vermochte; und nun, da er erst acht Jahre alt war, entriß ihm der Tod noch seine einzige Stütze, einen Verwandten, welcher ihn aus christlicher Liebe bis jetzt, so bedrängt auch seine eigene Lage gewesen sein mochte, erhalten hatte. Kein Vermögen, von welchem der Verwaisete hätte ernährt werden können, blieb übrig. Der Gerichtsschulze ergriff ihn daher, um ihn von Hauf' zu Hause zu schleppen, ob nicht Einer sich des verlassenen Kindes annehmen wolle. Nur am äußersten Ende des Dorfes ließ sich der Viehhirt mit unwilliger Miene bereit finden, den bitter weinenden Kleinen auf einige Zeit in sein Haus und seinen Dienst zu nehmen. Er beschloß, ihn als Hirtenknaben zu verwenden, und hoffte da-

durch einen Knecht, dem er Lohn geben müßte, ersparen zu können.

Welch ein Pflegevater ihm zu Theil geworden sei, konnte der arme Willibald frühzeitig genug wahrnehmen. Kaum hatte sich der Schulze entfernt, so setzte sich der Knabe, müde und weinend über sein Los, in eine Ecke der Stube. Aber zornig sprang sein neuer Herr auf ihn zu, indem er ihm eine Maulschelle versetzte, daß er beinahe besinnungslos von der Bank auf den Boden herabgestürzt wäre. »Ich will dich lehren, Bengel!« schrie er mit erschütternder Stimme, »sich in der Stube niederzusetzen, ohne gearbeitet zu haben!« Hiermit packte er ihn beim Arme, riß ihn wild von der Erde auf und warf ihn zur Thür hinaus, indem er mit Flüchen befahl, nach den eben heimgekommenen Schafen zu sehen, und gemeinschaftlich mit den Knechten für selbe Futter zu streuen.

Der geängstigte Kleine suchte sich in sein kummervolles Los zu schicken. Doch weder sein Gehorsam, noch sein herziges Wesen, welches ihm ansprechende Reize verlieh, vermochten es, die Ausbrüche des rohen Charakters seines Herrn von sich entfernt zu halten. Er ward schon in den ersten acht Tagen von dem Wütherich öfters mißhandelt. Mit thränenvollen Augen legte er sich täglich auf sein Strohlager hin, und mit Angst vor neuen Mißhandlungen erhob er sich an jedem frühen Morgen, ehe noch das Licht des Tages auf ihn blickte.

Eine kleine Herde ward ihm übergeben. Da ge-

schah es denn, daß eines seiner Schafe plötzlich auf freiem Felde erkrankte. Es fiel um, blickte mit seinen starren Augen mitleidig auf den jammernden Knaben hin, als fürchtete es mehr die Wuth des grausamen Herrn für ihn, als den nahenden Tod für sich selbst. Das Thier verschied und Willibald zitterte vor Furcht. Er zauderte, nach Hause zurückzukehren; als es aber Abend ward, und der Mond bereits über die Berge hervorgetreten war, kam ihm der Hirt, durch das Ausbleiben der Herde besorgt, auf der Straße entgegen. Er bemerkte sogleich das verstörte Wesen des Knaben, und als er ihn mit zornsprühenden Blicken fragte, warum er so lange auf der Weide verweilt habe, sank dieser vor ihm nieder und bekannte schluchzend, wie ihm eines seiner Thiere gestorben. „Nichtswürdiger Bursche!" schrie der Unmensch; „dein ist die Schuld; auf eine allzufette Trift hast du die Herde geführt! ich schlage dich todt! „Nun hob er den schweren Knittel, von dem Ein Schlag hingereicht hätte, die unmenschliche Drohung sogleich zu erfüllen. Willibald stieß einen Schrei aus. Sieh! da fühlte sich der Arm des Hirten von einer Hand zurückgehalten. Er blickte wüthend zurück und sah einen vornehmen Herrn vor sich stehen. „„Was hat Euch der Kleine gethan, daß Ihr ihn also mißhandeln wollt?"" fragte ihn dieser. „Um mein bestes Schaf hat mich der Bube gebracht: mein ist der Nichtswürdige, und Niemand soll mich daran hindern, daß er es mit seinem Rücken bezahle!"

Willibald stürzte zu den Füßen des Fremden, umklammerte diese und rief: „O hilf mir und rette mich aus den Händen dieses Mannes! Mein Vater, der im Himmel ist, wird's dem lieben Herrgott sagen, und dieser wird es dir wieder vergelten. Hilf mir, lieber Mann!" Die Angst des Knaben, seine kindliche Bitte, überdieß das Ansprechende in seiner Gestalt rührte den Fremden. Er forschte bei dem rauhen Hirten nach seinen Verhältnissen, und wie er hörte, daß er eine verlassene Waise sei, zog er die Börse, bezahlte das verlorne Schaf und nahm den Knaben mit sich, indem er sprach: „„Beruhige dich, ich will für dich sorgen, Kleiner! aber wirst du mich dann auch lieb haben?"" — „Wie einen Vater, guter fremder Mann, wenn du mich nur nicht so schlägst, wie dieser häßliche Mensch!" sprach der arme Knabe, und seine Thränen versiegten.

Der liebe Gott hatte ihm einen Retter gesendet; denn unschuldige Kinder stehen in seiner Hand!

*

Der Fremde, welcher Willibalden zu sich genommen und ihm Vater zu werden versprochen hatte, war ein kinderloser Kaufmann aus Cadix, Günther genannt. Vor Kurzem hatte er seine Gattin verloren; und wie er nun allein da stand in der Welt, war es ihm ein ganz eigener Trost, ein Wesen an sich zu ketten, von dem er Liebe und Dankbarkeit hoffen durfte. Freundlich blickte er Willibald an,

und dieser, dem seit seiner Geburt noch nicht so wohl geworden war, schien in einen Himmel versetzt. Die reinste Freude lächelte aus seinen Augen und die unbefangene Zärtlichkeit, mit welcher er den neuen Vater umfing, bewies deutlich, daß sein kleines Herz nicht arm an edlen Gefühlen sei.

Günther ließ dem Knaben eine zweckmäßige Erziehung geben. Er sollte zum Kaufmann gebildet werden, um einst seinem Wohlthäter an die Hand zu gehen. Willibald lernte gern und ließ seinen Herrn die Gunst, welche er ihm als Hirtenknaben bewiesen, niemals bereuen. Hatte ihm auch dießmal der Zufall, wofür man die Schickungen der Vorsicht mit kurzsichtigen Augen so häufig zu halten pflegt, die Hilfe eines edlen Mannes gewonnen, so trugen später sein Benehmen, sein Fleiß und sein vortreffliches Herz das Ihrige bei, mit eigenem Verdienste die zufällig erworbene Gunst zu erhalten und sie mit jedem Tage zu steigern. Wahrscheinlich würde Herr Günther sich künftighin weniger großmüthig und väterlich des Verwaiseten angenommen haben, wenn sich dieser nicht so dankbar gegen ihn betragen hätte. So reicht uns Blinden wohl oft das Glück seine Hand; wir müssen aber dann die Augen eröffnen und wohl darauf sehen, wie wir sie festhalten können.

Nach einigen Jahren konnte Willibald in der Schreibstube verwendet werden, und hier zeigte sich deutlich, welch ein unbeschränktes Vertrauen seine Arbeitsliebe und sein Eifer verdienten. In seinem

neunzehnten Lebensjahr vertraute ihm Günther die Handlungskasse, und so gefährlich diese Stellung auch in solch einem Alter war, so bewies er hierbei einen eben so rechtschaffenen als besonnenen Sinn. Willibald besaß seines Wohlthäters ganzes Herz, und Günther nannte ihn nie anders, als seinen Sohn.

Als nun Willibald so herangereift war, daß er ins männliche Alter trat, so beschloß sein Pflegevater, ihn fremde Länder sehen zu lassen. Er führte ihn auf seinen Handlungsreisen durch die schönsten und merkwürdigsten Reiche Europa's. Dadurch ward der Kopf des jungen Mannes aufgeklärt, manches Vorurtheil, welches eine enge und eingeschränkte Lebensweise mit sich bringt, schwand vor der Leuchte aufmerksamer Beobachtungen, die er überall anstellte. Sein Herz und Gemüth aber blieb immer dasselbe, und mit dem kindlichsten Sinne hing er an seinem Pflegevater, dessen Theilnahme und Rath auch bei dieser Gelegenheit seine segenvolle Stütze war.

Schon eilten sie ihrer Heimath zu, der sie sich zu Lande von Madrid aus näherten, und auf die sie sich, des Schönen, das sie überall gefunden, ungeachtet, so sehr freuten, als sie drei Räuber auf freier Straße überfielen. Der Kutscher sank, von einem Pistolenschusse getroffen, todt vom Sitze herab. Der Diener, welchen sie bei sich hatten, setzte sich zur Wehre, stieß einen derselben nieder, doch ein zweiter Schuß streckte auch diesen zu Boden. Günther war in der größten Angst und hielt sich mit

Allen rettungslos verloren; aber Willibald, welcher einen unerschrockenen Charakter besaß, schoß nach dem zweiten Räuber und verwundete ihn so, daß er blutend zur Erde fiel. Schon hatte der Dritte seinen Säbel gegen Günthers Haupt geschwungen, als Willibald in Blitzesschnelle mit seinem vorgestreckten linken Arme den tödtlichen Hieb auffing. Das Schwert des Räubers fuhr in diesen und hatte ihn tief verwundet. Herr Günther gewann aber Zeit, riß seinen Degen aus der Scheide, der unerschrockene Willibald sprang aus dem Wagen, packte voll Löwenmuth mit dem rechten Arme den Bösewicht am Genicke, und während dieser sich umwandte und mit ihm rang, durchbohrte ihn Günther mit seinem Degen.

Die zwei schwer verwundeten Räuber stöhnten und murmelten zwischen den blassen Lippen fürchterliche Flüche; Günther aber sank seinem Willibald, welcher sich aus der krampfhaften Umarmung des sterbenden Mörders losgerissen hatte und am ganzen Leibe mit Blut bedeckt war, an die Brust und rief: „Mein Sohn! mein Sohn! du hast mir das Leben gerettet!"

Mit väterlicher Sorgfalt forschte er nach der tiefen Wunde am Arme; verband sie, so gut er's vermochte, und da weder der Kutscher, noch sein Diener ein Lebenszeichen von sich gaben, so ergriff er selbst die Zügel der Pferde und fuhr mit Willibald, so schnell als es die Pferde vermochten, nach dem nächsten Flecken.

Sie sandten von dort aus Leute zu dem Kampfplatze hin, um nach den Gebliebenen zu forschen, und riefen einen Wundarzt, welcher Willibald's Wunde verband. Der Kutscher und Diener waren sammt einem Räuber verschieden; zwei derselben wurden noch lebend, aber tödtlich verwundet, eingebracht. Sie gaben den Gerichten ihre Schlupfwinkel an, aus welchen man die übrigen Genossen hervorzog.

Die tiefe Wunde Willibalds bedurfte einer aufmerksamen Beachtung. Er konnte zwar seinen Vater nach wenigen Tagen in die nahe liegende Heimat begleiten, aber dort angekommen, verfiel er in ein heftiges Fieber, und man war, des zu befürchtenden Brandes an der Wunde willen, mehre Tage um sein Leben in Sorgen. Bei dieser Gelegenheit sah er deutlich, wie herzlich ihn sein Pflegevater liebte. Günthers Sorge und Kummer übertraf alle Beschreibung. — Wie nun der Arzt die Versicherung gab, daß nichts mehr zu besorgen und Willibald außer Gefahr sei, fand dessen Freude keine Grenzen. Er stürzte seinem Sohne mit Thränen in den Augen an die Brust, nannte ihn den Retter seines Lebens, den Trost seines Alters, und pries sich den glücklichsten Vater.

Willibalds Wunde heilte zwar zu, aber sein linker Arm blieb steif. Günther sah dieß mit tiefem Bedauern, aber Willibald rief: „Dieses Zeichen an dem Arme bleibt mir ein tröstendes Andenken an die seligste Stun-

de meines Lebens.“ — „„Sage vielmehr: an die edelste That eines dankbaren Herzens, die ich nur mit väterlicher Treue belohnen kann!““ antwortete ihm Günther mit Rührung. Er drang dem jungen Manne eine Summe von 5000 spanischen Thalern auf, damit er, wie er sich ausdrückte, nun gleichfalls daran zu denken anfange, sich Vermögen zu sammeln. — Willibald legte sie für seine künftigen Lebenstage in die Bank.

Nach Kurzem setzte Herr Günther seinen letzten Willen auf und bestimmte den geliebten Pflegesohn zum einzigen Erben. Ohne dessen Wissen steckte er dieses Document unter seine geheimsten Papiere. Er hörte nicht auf, ihm täglich Beweise seines Vertrauens und seiner Liebe zu geben. So war dieser junge Mann glücklicher als Einer seines Gleichen; und einen nicht geringen Beitrag hierzu gab ihm das Bewußtseyn, daß seine dankbare innere Gesinnung dieses glücklichen Loses nicht unwürdig sei.

Wie früher, so fuhr auch jetzt Willibald fort, sich des Handlungsgeschäftes seines Wohlthäters mit ganzer Seele anzunehmen. Auch gedieh unter seiner Leitung jedes Unternehmen auf eine wunderbare Weise, und das ihm anvertraute Vermögen wuchs um bedeutende Summen.

Der Kaufmann Günther hatte keinen nähern Verwandten, als einen Neffen, welcher vor mehren Jahren durch den Tod seines geliebten Bruders ein sehr großes Vermögen geerbt hatte. Kronstein,

dieß war sein Name, das einzige Kind zärtlicher Aeltern, wurde durch allzugroße Liebe derselben verzogen. Indem man in seiner frühesten Jugend schwach genug war, ihm merken zu lassen, daß nur Er es sei, nach welchem alle Wünsche der Aeltern zielten, ward er allmälich zum gröbsten Egoisten gebildet; sein Geist und noch mehr sein Herz blieben zurück; eine unersättliche Begierlichkeit lag in seiner verwahrloseten Seele, und sein Durst nach ausschweifenden Vergnügungen war durch keinen Genuß mehr zu stillen. Bald bemerkten die Aeltern, daß ihr Sohn nicht so erzogen sei, wie sie es wünschten; aber nur der klügere Vater sah, zu seinem tiefsten Schmerz, die Ursache dieser Verdorbenheit ein. Als er sehr unruhig und schmerzlich gequält über das künftige Los seines Sohnes, am Sterbelager mit dem Tode rang, betete er für ihn und sein Glück; er faßte die Hand seines schluchzenden Weibes und sprach: „Es drückt mich, Ottilie! daß ich in der Erziehung unseres Sohnes allzuwenig Ernst und zu viele Schwäche bewiesen. Ich bin an seinen Verirrungen Schuld, und nun ist es daran, daß ich nicht nur für mich, sondern auch für seine Vergehungen, wie für das traurige Los, das ihn erwartet, Rechenschaft ablegen soll!“ Ottilie suchte ihn zu beruhigen; aber sie fühlte im Inneren, daß er wohl Recht hatte. — Kronstein starb, und sein Sohn war einziger Erbe.

Es ist besser, Kindern eine gute Erziehung als

ein großes Vermögen zu hinterlassen; denn mit jener können sie sich Geld und Glück erwerben, ohne dieselbe aber werden sie auch den größten Reichthum weder heiter noch lange genießen. Diese Erfahrung bewährte sich auch bei dem jungen Kronstein auf eine traurige Weise. Im wüsten Taumel war bald sein Erbe verschwendet worden. Sein Charakter hatte jeden besseren Menschen von ihm gescheucht, und so stand er allein da in der Welt, Andern zur Scheu und sich selber zur Qual. — Günther, der ihm anfänglich manches Opfer gebracht hatte, zog denn nun auch seine Hand von ihm ab; denn er meinte, daß nur die Noth den starrsinnigen Wüstling vielleicht noch auf bessere Wege zu führen vermöge.

Verirrte und böse Menschen suchen die Folgen ihrer Fehltritte nie da, wo sie zu suchen sind, nämlich in ihnen selbst, sondern meinen sie immer in Andern zu finden. Also hielt auch Kronstein den biedern Willibald für die Ursache, daß ihm der Onkel täglich mehr seine Gunst entzog. Mit neidischen und zornerglühenden Blicken sah er jenen seinem Gönner immerfort theurer werden, und der Gedanke, daß ihm dieser die sehnlich erwartete Erbschaft des reichen Onkels entziehen könnte, versetzte ihn in unbeschreibliche Wuth. Er verfolgte den Unschuldigen heimlich und offen, legte ihm Fallen, schoß mit den Pfeilen der giftigen Verleumdung nach ihm. Willibald entging mit seiner Lebensklugheit jenen, und entkräftete diese mit seinem stets gleichen, immer

redlichen Wandel vor Gott und den Menschen; aber sein zartes Herz empfand darüber kränkendes Leid, daß er ohne Verschulden einen unversöhnlichen Feind habe; und wenn er von Kronsteins verleumderischen Nachstellungen Kunde erhielt, so preßte nicht die Furcht, wohl aber ein nagender Schmerz, den der Gute immer empfindet, wenn er sich verkannt weiß, sein reines Gemüth.

Um diese Zeit war es, daß Herr Günther sich plötzlich zu einer Reise nach der Insel Kuba entschloß, wo er eine Niederlage und große Verbindungen hatte. „Es wird wohl das letzte Mal sein," sprach er zu Willibald, „daß ich diese Reise mache; denn ich werde alt und schwach, aber sie ist nothwendig; auch drängt es mich unwiderstehlich dahin. Leid thut es mir, mein Sohn, dich nicht mit mir nehmen zu können. Du siehst, die Geschäfte meines Hauses bedürfen deines rastlosen Eifers. Und nur wenn ich dich bei denselben weiß, vermag ich ganz ruhig zu sein." Mit großem Schmerze ergab sich der Pflegesohn in diese Verfügung.

Nach der Abreise Günthers beruhigte sich zwar Willibald um so mehr, da derselbe in zwei Monaten längstens zurückzukehren versprach. — Jener lebte nun ganz seinem Berufe. Er schien jetzt, da ihn sein Prinzipal nicht beobachten konnte, noch strenger in der Erfüllung der geringsten seiner Pflichten zu Werke zu gehen; und den schönsten Lohn hoffte er

darin zu finden, wenn sein theuerer Vater zurückkehrt und mit dem Stande der Angelegenheiten des Hauses völlig zufrieden sein würde.

Dieser aber kehrte leider nach der festgesetzten Zeit nicht wieder. Willibald war in einer erbarmungswürdigen Seelenstimmung. Herber Kummer und quälende Besorgnisse treuer Liebe preßten seinem Gesichte ihre unverkennbaren Spuren ein. Noch befürchtete er nur eine schwere Krankheit des geliebten Wohlthäters; aber wer beschreibt seinen Schrecken, als Kronstein ganz unerwartet mit triumphirender Miene in die Schreibstube trat. Gerichtsbeamte und zwei Matrosen begleiteten ihn. „Herr Willibald!" rief er in einem hämischen Tone, „dieses Haus bedarf Ihres Eifers nicht weiter! Günthers Schiff ist auf der Reise nach Kuba gestrandet und Herr Günther selbst, nach dem gerichtlich beschwornen Zeugnisse dieser zwei Matrosen, die sich allein von dem Schiffbruche gerettet, zu meinem Leide ertrunken! Ich — sein Neffe — bin seines Nachlasses Erbe."

Willibald sank mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden. Kronstein wandte sich gefühllos ab. Willibald ward auf sein Zimmer gebracht; das Leben schien aus ihm gewichen zu sein.

Wehmuthsvoll blickte der herbeigerufene Priester, ein treuer Freund Günthers und seines Sohnes, auf den Unglücklichen hin und sprach, erschüttert von diesem Anblicke: „Wer hätte dieses vor

Kurzem geahnet? So ist steter Wechsel, in Freuden wie in Leiden, der Sterblichen Los!»

*

Während nun Willibald in einer todesähnlichen Erstarrung lag, und man für sein Leben gerechte Besorgnisse hegte, hatte sich Kronstein in die Gemächer des Oheims begeben. Mit frecher Hand riß er die geheimsten Fächer seines Schreibtisches auf, worin er bald das Testament desselben, mitten unter wichtigen Schriften fand, welches er denn sogleich in Stücke zerriß und in das Feuer warf. Durch dieses Verbrechen ward er Herr des ganzen schönen Vermögens; und der übermüthige stolze Blick, mit dem er in die Schreibstube zurücktrat, bewies es Allen, die seiner in Furcht harrten, wie sich ihr Schicksal gewendet. Die treuen Diener Günthers wurden im Antlitze bleich, als sie diese Nachricht auf seiner Stirne lasen und bald durch seinen Mund bestätigt fanden, daß kein letzter Wille ihres Herrn seiner Willkür Schranken gesetzt.

Kronstein erklärte, daß vor der Hand alle Commis des Handlungshauses in seinem Dienste verbleiben könnten; nur Willibalden möge angedeutet werden, daß er, sobald, als nur immer möglich, sein Haus verlasse.

Dieser aber verfiel in eine gefährliche Krankheit. Als er den Wunsch des unwürdigen Erben vernahm, so ließ er nicht nach, bis man ihn, ungeachtet sei-

nes gefährlichen Zustandes, in eine andere Wohnung gebracht hatte. Von Tag zu Tag verschlimmerte sich der Charakter der Krankheit, welche denn endlich in ein Nervenfieber überging. Lange Zeit sprach er irre, und in den gefährlichsten Augenblicken rief er: „Mein Vater! mein Vater! — zu dir!" — Oft sah er in solchen Momenten des Irrseins den Arzt für den Herrn Günther an. Er erhob sich dann in dem Bette, sprang in einer augenblicklichen Spannung der Nerven aus demselben, wollte ihn mit einem Schrei der Freude umarmen, und sank, wie todt, zu des Arztes Füßen.

Der menschenfreundliche Arzt widmete ihm die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit; aber lange zweifelte er, ob es der Kunst gelingen würde, ihn dem Tode zu entreißen. „Und, wenn seine jugendliche Kraft noch siegt," sprach er mit niedergeschlagener Miene zu den bekümmerten Freunden, „so fürchte ich, daß nur sein Körper genese, aber seine Seele wird entweder einem unheilbaren Trübsinn, oder sein Verstand dem Wahnsinn erliegen! ach, ich liebe ihn allzu sehr, als daß ich unter solcher Bedingung für ihn nicht lieber den Tod wünschte."

Nach ein und zwanzig Tagen aber leuchtete plötzlich ein Hoffnungsschimmer. Der Kranke kam wieder zu sich, erkannte die Personen, welche ihn umgaben, und sprach zusammenhängende Worte, deren Inhalt Alle in die wehmüthigste Stimmung versetzte. Der Arzt aber rief mit freudeleuchtenden Augen: „Die Lebensgefahr ist vorüber; er

ist gerettet; nun stehe ich ein für sein Leben.»

Und in der That war die Krisis der Krankheit glücklich vorübergegangen. Langsam schritt die Genesung zwar vorwärts, aber die jugendliche Natur hatte gesiegt. Willibald dankte dem menschenfreundlichen Arzte gerührt für jene sorgsame Pflege, die er ihm hatte angedeihen lassen; vor Allem aber wandte er sich jedoch zu dem Herrn über Leben und Tod: »Es ist dein Wille, guter Gott,» betete er, »daß ich den Besten der Väter überlebe! dein Wille geschehe!»

Nun waren seine Kräfte so weit gewonnen, daß er in der freien Natur die gänzliche Herstellung suchen konnte. Jene wirkte auch auf Willibald's Körper mit ihrem allgewaltigen Einfluß. Weniger aber vermochte sie, mit all ihrem Reize, auf seine Seele zu wirken; denn diese blieb, wie auch der Arzt und seine Freunde dagegen kämpften, in einem tiefen Trübsinn versunken, und schien noch immer aufgelöset in Sehnsucht und Trauer.

Auf eine Weise, welche Niemand zu ahnen gewagt hätte, ward er plötzlich aus diesem Zustande gerissen. Wie er einst trauriger, als je, im Gemache allein seinem Trübsinne nachhing und in seine Augen Thränen der Wehmuth traten, ward ihm ein Schreiben aus dem Seehafen überbracht. Er nahm es, starrte es an, seine Hände zitterten, sein Inneres war in einer unbeschreiblich heftigen Bewegung. Freude und Angst, Erstaunen und Zweifel,

Furcht und Hoffnung stürmten, wie ein wogendes Meer, in ihm auf. Ach, die Aufschrift dieses Briefes war die Hand seines Pflegevaters. Willibald rieb sich die Augen, fuhr nach seinem Kopfe und zweifelte zagend, ob er nicht träume. Die Hand seines Vaters, ein Brief aus den tiefen Gräbern des Meeres! Kaum wagte er es, ihn mit seiner bebenden Hand zu eröffnen.

Endlich löfete er das Siegel. Die wohlbekannten Schriftzüge flackerten um ihn her; seine Augen leisteten ihm nur mühsam die Dienste. Er las, nachdem er sich etwas gesammelt:

Tunis, am 5. Juni.

Mein geliebter Sohn, Willibald!

Ich fürchte, daß die Nachricht von dem Schiffbruche, welchen ich gelitten habe, eher an dich gelangt, als dieses Schreiben. Ich kenne deine Liebe zu mir, lieber Sohn, und theile im Geiste deinen Schmerz. — Beruhige dich, Willibald! Ich bin gerettet. Auf einem Brete, an das ich mich fest geklammert, gewahrte ich nach wenigen Stunden, mitten im Meere ein Schiff. Ich wurde von demselben bemerkt und aufgenommen. Der Eigenthümer, ein Tunesischer Freibeuter, hatte mir das Leben für meine Freiheit gerettet. — Ich bin Sclave, werde aber menschlich behandelt. Mein Lösegeld ist auf 5000 Dollars festgesetzt. Sende mir diese Summe, mein Sohn, eiligst zu. Der Kapitän Fahrty, welcher mein Schreiben an dich befördert und im Hafen von Ca-

dir liegt, wird sie sogleich zu meiner Lösung befördern.

Günther.

Welche Empfindungen bestürmten nun Willibald's Herz! Eine schrankenlose Freude übermannte alle übrigen Gefühle und Besorgnisse. „Er lebt, er lebt!" Dieß rief er sich wohl hundert Mal zu. „Ja, ich werde ihn sehen, Ihn an dieses dankbare Herz drücken! Gott, was hast du mir für Freuden bewahrt!"

Als der erste Sturm seiner aufgeregten Gefühle vorüber war, so fing er zu überlegen an, wie er die Rettung seines Pflegevaters am Sichersten und Schnellsten ins Werk setzen könnte. Er eilte zur Bank; erhob jene 5000 Dollars, welche ihm Günther nach dem Kampfe mit den Räubern zum Geschenke gemacht hatte; lief damit in den Hafen, ließ sich auf das Schiff des Kapitäns Fahrty durch ein Boot übersetzen, stürzte in dessen Kajüte, flog an seinen Hals, fiel dann zu dessen Füßen, erhob den Beutel, in welchem die Summe lag, und brachte nichts hervor, als die, mit unnennbarer Zärtlichkeit und geflügelter Hast gesprochenen Worte: „Hier die Summe für meinen Vater — o befreien Sie ihn!"

Der Kapitän wurde durch diese kindliche Liebe, welche sich auf eine so rührende Art äußerte, bewegt. „Ja, braver junger Mann," sprach er, „Morgen stößt mein Schiff in die See, und will es Gott, so ist Ihr Pflegevater in zwanzig Tagen schon in Ihren Armen. Schweigen Sie von dem ganzen Vor-

falle; denn allen dem nach, was ich von dem Stande seiner Angelegenheiten vernommen, scheint es mir besser, daß Sie um sein Leben und seine baldige Ankunft allein wissen."

Der freundliche Kapitän entließ den Glücklichen. Willibald's Herz war so voll, sein Sinn so aufgeregt, durch tausend Gedanken der Liebe, der Sehnsucht, der Freude, daß er sich lange gänzlich nicht zu fassen vermochte. Und dieses Glück sollte er verschweigen? welch' eine Qual.

Jedoch sein eigener Verstand, die Liebe zu seinem Vater gebot es ihm dringend; denn sollte der unredliche Erbe hiervon Kunde erhalten, was würde er mit dem Vermögen Günther's unternommen haben, um es dem Zurückkehrenden zu entziehen, oder doch so viel möglich, zu schmälern? Und doch ist es ein so drückendes Gefühl, die innigste, höchste Freude des Herzens in sich verschließen zu müssen!

Willibald aber bestand auch auf dieser Probe. Er hatte ja einen Freund; mit dem er dieses Geheimniß ohne Furcht, es verrathen zu sehen, frei besprechen konnte; denn dieser wußte eher davon, als das Schiff seines Vaters, mit dem er gestrandet, erbaut worden war — den lieben Gott im Himmel, welcher der Sterblichen bester Freund ist, in der Freude wie im Leide. Da warf er sich denn auf seine Knie und betete, so durchglüht vom Dank- und Wonnegefühl, wie er noch niemals gebetet. „Sende ihn bald, den du erhalten, Allmächtiger! und segne ihn fortan, den

Besten, der mich an Dich glauben, Dich lieben gelehrt!" So flehte er zu Ihm und die Ahnung des Glückes durchwehte mit leisem Hauche sein klopfendes Herz.

*

„Wie schnell und unerwartet sich das Los der Menschen ändern kann!" sprach Willibald, nachdem er etwas ruhiger geworden war, „wie vielen Kummer schaffen wir uns auf der Erde umsonst, und wie vergeblich quälen wir uns, wenn wir mit ängstlichen, Unglück fürchtenden Blicken in die verschleierte Zukunft schauen! Wohl ist des Menschen Sinnen eine fürchterliche Folterkammer, überreich und stets erfinderisch an Werkzeugen der grausamsten Qual! — Das Ereigniß, welches mich betroffen hat, bringet mir, nebst dem Besten der Väter, auch drei goldene, mit sich eng verschwisterte Lehren: „Nichts für unmöglich zu halten! — um nichts in der Welt zu verzweifeln; — nie, so lange Leben in der Brust ist, von der Hoffnung zu lassen."

Während der gute Willibald so seine Seelenruhe gewann, und die besten Vorsätze faßte, künftighin weder in der Freude noch im Schmerze ausschweifend sich selbst zu vergessen, thürmte sich von einer andern Seite ein Ungewitter, von dem er nicht das Geringste ahnete, über seinem Haupte zusammen. Einer der Diener Kronstein's hatte nämlich eben für seinen Herrn Geld in die Bank zu verwechseln, als Willibald, im Eifer ihn nicht gewahrend,

aus derselben seine 5000 Dollars zur Rettung des geliebten Pflegevaters gezogen. Der Diener, welcher ihn wohl kannte, machte, durch das ängstliche Benehmen, dieses sonst so besonnenen Mannes, befremdet, seinem Herrn von dieser Begebenheit Erwähnung, und äußerte Erstaunen darüber, daß dieser junge Mann, der als ein Hirtenknabe in das Haus des Herrn Günther genommen wurde, eine so große Summe Geldes besitze. Kronstein ergriff diese Entdeckung mit Eifer; die Zeit der Rache schien ihm gekommen zu sein. Mit schadenfrohem Tone rief er: „Wie ist es anders möglich; dieß Geld hat er meinem Onkel gestohlen; er soll dafür büßen!"

Ohne weiter zu überlegen, oder sich Zeit zu gönnen, machte Kronstein bei den Gerichten die Anzeige, trug auf persönliche Haft des ehemaligen Buchhalters seines Oheims an und begehrte strengen Ausweis über den rechtlichen Erwerb dieser Summe. — Die Nachforschungen, welche die Behörde sogleich machen ließ, bestätigten, daß Willibald 5000 Dollars in der Bank auf seinem Namen liegen gehabt, und selbe erst heute verwirrt und eilig erhoben habe. Das Gericht mußte deßhalb Kronstein's Andringen nachgeben und sich der Person des Geklagten versichern.

Man denke sich die Ueberraschung des jungen Mannes, als eine Gerichtsperson in seine Wohnung tritt und ihm die Weisung ertheilt, sich unverzüglich vor die Behörde zu stellen. Aber er war auch

nur erstaunt und nicht erschrocken; denn wer sich rein und schuldlos weiß, der führt einen Schild bei sich, welcher aller Orten seine Unschuld vertheidigen hilft.

Nach den gewöhnlichen Fragen forschte der Richter, dem nun Willibald gegenüber stand, nach den Vermögensumständen des Geklagten, und erkundigte sich, ob die in der Bank erhobenen 5000 Dollars sein, oder fremdes Eigenthum wären. Willibald erzählte, wie er der Güte seines Pflegevaters diese Summe verdanke.

Der Richter. Haben Sie hierüber einen Brief oder eine Schenkungsurkunde vorzuweisen?

Willibald. Nichts, mein Herr; ich glaubte dergleichen nie zu bedürfen.

Der Richter. Herr Günther war stets als ein guter Haushalter und genauer Wirth bekannt. Es klingt daher fabelhaft, daß er eine solche Summe, ohne Mitwissen eines Dritten, verschenkt haben sollte. Wo haben Sie dieses Geld?

Willibald. Ich habe mein Wort gegeben, dieß vor der Hand geheim zu halten; aber meine Versicherung genüge, daß ich mit dieser Summe eine heilige Schuld bezahlt habe.

Der Richter. Wie! Sie können nicht angeben, wo sich diese Summe befindet? Das Gericht wird Sie dazu vermögen! Sie bleiben so lange in Haft, bis Sie mir nicht nur den Ort angezeigt, an welchem sich das, von dem Herrn Kronstein als einen Theil seines Erbes angesprochene Geld befindet, son-

dern auch sich über den rechtmäßigen Besitz desselben glaubwürdiger ausgewiesen haben, als es bis jetzt durch Ihre sonderbare Erklärung geschah.

Gefaßt und ruhig fügte sich Willibald diesem Spruche. Da er mit Recht befürchtete, daß seine Aussage dem unredlichen Gegner mitgetheilt werden müßte, und wohl selbst einsah, wie er, bei der Abfahrt des Kapitäns, nicht einmal jene Aussage durch einen Zeugen bekräftigen könnte, so zog er es vor, einige Zeit seiner Freiheit beraubt zu bleiben, bis Jener erscheinen würde, der ihn allein vollkommen zu rechtfertigen im Stande wäre. Wußte er doch seinen Vater in strengeren Fesseln und weit entfernt von seinem Vaterlande und seinen Lieben!

Jedermann wunderte sich über die Festigkeit und innere Ruhe des jungen Mannes; ja, selbst sein Richter schien nur sehr ungern eine strenge Maßregel zu ergreifen, welche ihm gegen das beharrliche Schweigen des Angeklagten die eiserne Pflicht auferlegte.

Ein Monat war seitdem verstrichen, und Willibald saß noch immer im Gefängnisse. Schon war er nahe daran, den erkämpften Muth wieder zu verlieren, da sein Vater nicht erschien, ob ihm gleich der Kapitän dessen Ankunft in einer weit kürzeren Frist zugesagt hatte. Ach, der Mensch ist so wenig Herr seines Temperamentes und seiner Empfindungen! Er bedarf Riesenkräfte, um edlere Vorsätze bei dem Wechsel der Lebenslagen fest zu behaupten;

denn das Glück, wie das Unglück, reißen ihn nur zu oft aus demselben heraus.

Die Freunde Willibald's waren indessen auch nicht müßig gewesen. Sie verwendeten sich redlich für die Erlangung seiner Freiheit. Und bald wäre ihre Bemühung mit einem erfreulichen Erfolg gekrönt geworden, als dieser durch das so ersehnte glückliche Ereigniß noch schneller und ehrenvoller für den Leidenden herbeigeführt wurde. Die Thür des Gefängnisses springt rasselnd aus ihren Angeln. — Willibald gibt einen Laut des Entzückens von sich — der edle Pflegevater liegt in seinen Armen!

Ein neues Leben ging nun dem Glücklichen auf. Der alte Günther liebte seinen Willibald, dessen Treue sich im Feuer des Mißgeschickes bewährt hatte, mit väterlicher Hingebung.

Kronstein, welcher das, sich durch ein Verbrechen zugeeignete Vermögen sogleich herausgeben mußte, war nur auf Willibald's Flehen einer gerichtlichen Untersuchung und strengen Ahndung entgangen. Er starb nach einigen Jahren an den Folgen früherer Ausschweifungen, welche seine letzten Tage mit endlosen Leiden beschwerten.

Indessen hatten Willibald's Tugenden Aller Herzen gewonnen. Sich allgemein geachtet zu wissen, ist gewiß ein vollwichtiger Beitrag zum Lebensglücke, und um Die zu weilen, welche unserem Herzen Alles sind, weil wir sie lieben, — Sie, von denen wir

eben so innig geliebt sind, dieß zaubert das irdische Dasein zum himmlischen Leben! Also umstrahlte Vater und Sohn im reichen Lichte Freude und Glück; und in den Erinnerungen an die Zeit der Trauer und Leiden sahen sie nur Perlen, welche den Reiz der heiteren Gegenwart mit mildem Glanze erhöhten.

Der Dichter Friedrich Christian Raßmann.

Die Erinnerung an diesen, als Mensch und Literator schätzenswerthen Gelehrten mag unsere vielleicht schon oft gemachte Erfahrung durch eine neue vermehren, daß gerade die Bessern und Edleren aus unserm Kreise manchmal jene günstigen Blicke der launenvollen Glücksgöttin, die doch auf manchen Dummkopf oder Schurken fallen, nicht auf sich zu ziehen vermögen und sich nicht selten in eine Lage, welche tief unter ihrer Geistesbildung, ihrer Denkweise, ihrem Verdienste steht, herabgedrückt sehen. Um nichts ist das äußere oder irdische Glück, wenn es sein Lächeln spendet, unbekümmerter, als um das Herz und den Geist seines Günstlings. Deßhalb sehen wir den Bösewicht nicht immer elend und arm, den Tugendhaften und Weisen nicht immer angesehen und reich.

Dieses Mißverhältniß der irdischen Lebenslage zum Verdienste findet sich aber in keiner Classe so häufig, als in der jener Menschen, welche durch ihre geistige Bildung über Andre hervorragen. Der Dichter ist, nach Schiller, erst dann in die Welt getreten, als Zeus an Landmann und Jun-

ker, Diener und Herren, die Schätze der irdischen Schöpfung schon vertheilt gehabt hatte. Nichts war mehr für den zu spät Gekommenen übrig geblieben. Seiner Klage rief Zeus den Trost zu: „Leb' mit mir in dem Himmel! Offen sei er Dir, so oft Du ihn denkest!"

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Mehrzahl das Mißgeschick in ihrer äußeren Lage durch Heftigkeit oder Leidenschaftlichkeit, durch Verschwendung oder gänzliches Unbekümmertsein um irdische Angelegenheiten, wohl selbst verdient haben möge; aber es ist bei dem unverschuldet Unglücklichen nie zu rechtfertigen, wenn die Reichen, die im Ueberflusse leben, Jenen nicht mit menschenfreundlicher Zartheit den dornigen Lebensweg ebnen, die alles Sinnen und Trachten daran wenden, das Dasein ihrer glücklicheren Brüder durch die süßen Genüsse der Kunst und Phantasie zu verschönern! Es ist eine schmerzliche Wahrheit, daß kaum in einer Zeit weniger für die Künste der Malerei, Bildhauerei und Poesie gethan worden, als in der unsrigen.

Wir können nur wenige deutsche Literatoren aufweisen, von welchen behauptet werden möchte, daß sie durch ihr Wort und ihre Schrift an Geld sonderlich reich geworden wären, wenn nicht vielleicht andere Verhältnisse auf die Verbesserung ihrer Lebenslage eingewirkt haben. Der Geiz und die unersättliche Habsucht der Verleger (mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen), der Neid und die leidige Selbst-

sucht ihrer Nebenbuhler, endlich und hauptsächlich der Kaltsinn des reicheren Theiles der Lesewelt — dieß sind die Haupturſachen der Armuth und wenig ermunternden Lage vieler nicht verdienſtloſen und berühmten Gelehrten. Unter Jene, welchen es aber, wirklich ohne eigene Schuld, am schlimmſten ergangen, zählen wir den Dichter Friedrich Christian Raßmann.

Raßmann wurde den 3. Mai 1772 zu Wernigerode, wo ſein Vater Bibliothekar des Grafen von Stollberg war, und er die Knabenjahre verlebte, geboren.

Den erſten Unterricht erhielt er von ſeinem Vater; dann beſuchte er die Martiniſchule zu Halberſtadt; ſtudirte vier Jahre Theologie in Halle und kam darauf als Lehrer einer Mädchenſchule nach Halberſtadt zurück. Er that auf dieſes Amt bald Verzicht und widmete ſich der Poeſie mit raſtloſem Eifer. Wenigen unſerer Leſer werden ſeine Gedichte ganz unbekannt ſein, welche zwar nicht vom höchſten Werthe, aber doch durch eine ſeltene Gemüthlichkeit, oft humoriſtiſche Laune, ausgezeichnet, und faſt in allen beſſeren Zeitſchriften Deutſchlands ſeit vielen Jahren niedergelegt wurden. Raßmann, der von Halberſtadt nach Münſter überſiedelte und dort ſein Leben beſchloß, redigirte vom Jahre 1804 bis 1806 die in Münſter erſchienene Zeitſchrift: „Merkur,“ ſetzte die deutſche Anthologie fort; gab ſpäterhin mehre geleſene Almanache, und endlich ein, viele Mühe koſtendes, der Literargeſchichte werthvolles Lexicon der

deutschen pseudonymen Schriftsteller heraus, welches bei Rauck in Leipzig 1830 an's Licht getreten.

Er kämpfte sein ganzes Leben mit Kummer und Sorgen, ohne doch von diesem harten Kampfe entmuthigt, oder in seiner rastlosen Thätigkeit gehemmt worden zu sein. Poesie, Aesthetik und Literatur waren seine einzige Beschäftigung; er dachte nur an sie, er sprach nur von ihnen mit seinen heimischen Bekannten. Nur sie machten ihm alle Nahrungssorgen, allen Kummer, alles Herzleid vergessen vom frühesten Morgen bis zur Mitternacht, und außer den Augenblicken, wo die Gegenwart auf ihn eindrang mit ihren Forderungen, war nur die stille Nacht die Zeit seiner Qualen. Aber nie verließ ihn die Kraft, zu dulden, zu ertragen; aus allen, selbst den geringfügigsten Umständen sog sie Nahrung und erstarkte; denn sein freigewählter Beruf war das Asyl, in dem er Schutz und Zuflucht gefunden vor ihnen, und — kurzes Vergessen, da im nächsten Augenblicke die mannigfaltigsten und schmerzlichsten Sorgen wieder an seinem Herzen nagten und ihm oft sogar das erste, nothwendigste Lebensbedürfniß „Brot" fehlte, für sich, Weib und Kinder.

Mangel an Bekleidung, wie sie einem Manne von seiner Bildungsstufe ziemte, hielt ihn oft Monate zu Hause in seinem einzigen Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, das er mit Weib und Kindern theilte; es trug alle Zeichen des Mangels an Erdengütern zur Schau. Ein einfacher, hölzerner Tisch stand

unter dem kleinen Spiegel, woran der arme Dichter auf einem alten, morschen Binsenstuhle saß und schrieb. Eine kleine Bücherstelle hing an der Wand; ein Sessel neben dem Bette diente ihm zum Sitze, wenn er las; ein Ofen und noch zwei Stühle waren das ganze Meublement in seinem Wohnungsbereiche. Die Tabakspfeife war seine stete Genossin, sein einziges nothwendiges Bedürfniß; neben Weib und Kindern (er hatte deren fünf) lebte er mit der Pfeife allein, besonders in letzter Zeit, wo er selbst die wenigen sparsamen Besuche, die er abstattete, ganz einstellte, und sogar seinen Morgenspaziergängen entsagte. Sein Hausanzug bestand in einem abgetragenen Oberrocke, Pantoffeln und einem schwarzen ledernen Käppchen auf dem fast haarlosen Scheitel, welches er nur lüftete, wenn Jemand zu ihm in's Zimmer trat.

Der Westphälische Anzeiger theilt in mehren interessanten Notizen über diesen Literaten (dessen Leben auf den Namen: deutsches Dichterstill-Leben, den vollsten Anspruch hat) einen Brief Raßmann's an einen seiner Freunde mit, aus welchem man mit theilnehmendem Schmerz ersehen mag, wie schrecklich hoch der Mangel aller irdischen Güter, oder vielmehr der allernothwendigsten Bedürfnisse, oft bei ihm gestiegen ist.

„Kaum vermag ich vor Zittern der Hand zu schreiben. Alle meine Bemühungen, einen Thaler Geld in's Haus zu schaffen, waren gestern fruchtlos. Zum ersten Male empfand ich mit den Meinigen, was

darben sagen will. Auch heute sind einige neue Versuche mißglückt. Wie? wenn Sie mir die überaus große Gefälligkeit erzeugten, mir, durch Ihr Verwenden bei dem Herrn von R*, mit dem Sie doch im besten Vernehmen stehen, eine kleine Unterstützung binnen heute und morgen auszuwirken? Wie Sie dieses Gesuch am besten einkleideten, bedarf von meiner Seite keiner Erinnerung. Nur den Umstand bitte ich jedoch zu bemerken, daß ich die Ehre gehabt habe, zwei Jahre in Halle der Hausgenosse des Herrn von R* zu sein. — Was mein Sorgenjoch noch vollends drückend macht, ist der Umstand, daß unser Mittagstisch seit einigen Tagen aufgehört hat, bevor wir nicht erst zahlen. Nun können Sie denken, wie wir leben! Lähmen wird mich die Katastrophe gewiß nicht. Ich will Alles thun, um mich aufzurichten, wenn ich nur einige Erleichterung in diesen Tagen habe. — Noch bekenne ich Ihnen, daß ich meinen Mantel bei der letzten Niederkunft meiner Frau — habe versetzen müssen. — — So habe ich Ihnen mein Herz noch nie ausgeschüttet. Ich weiß aber auch, daß Niemand in Münster ist, gegen den ich ein gleiches Zutrauen hegen könnte und dürfte. Alle meine übrigen Freunde sind Zugvögel; es fehlt Ihnen an Solidität, über die sie selbst, als eine gemeine Spießbürgertugend, spötteln."

Genug, um die bittere Armuth eines deutschen Schriftstellers zur nicht besondern Ehre Derjenigen, welche in seiner Umgebung lebten, seine Talente und seine traurige Lage kannten, ohne sie nach Kräften

zu lindern, mit mehr als nöthiger Klarheit zu schildern! — Um aber seinen Edelsinn, seine Herzensgüte darzustellen, bedarf es eines einzigen Zuges — dessen, daß er, bei aller seiner Noth, ein trefflicher Vater seiner Kinder gewesen. Er unterrichtete, erzog, bildete sie bis zu seinem Lebensende mit unbeschreiblicher zärtlicher Sorgfalt. Während wir bei reichen Leuten nicht selten bemerken, daß sie der Vermehrung ihres Familienkreises mit banger Sorge entgegen sehen, daß sie, statt für den Segen des Himmels zu danken, frevelhafte Beschwerden über die vermehrten häuslichen Lasten ausstoßen — sind es fast alle Armen, die mit immer neuer und gleich großer Freude die Geburt jedes ihrer Kinder begrüßen, und selbst in der bittersten Bedrängniß an dem, worin der reiche Egoist eine Beschwerde fürchtet, in ihrem Kummer Trost und Erhebung finden. So auch der gute Raßmann! Rührend sind seine Klagen über den Verlust eines seiner Kinder (1813), die er in einem Schreiben an einen Freund so ergreifend ausdrückt.

„Alle meine Umgebungen," schreibt er, „mahnen mich zu sehr an den entrissenen Liebling, als daß ich im Stande wäre, mit einiger Anstrengung zu arbeiten. Dort an jenem Stuhle prüfte das liebe Kind zuerst die Schenkel; hier am Tische umklammerte es meine Knie; jene Schelle, die ich ihm so oft zuwarf, konnte der Knabe so niedlich fangen, und ach! in diesem Bette brach sein Auge. — Die Schiller'sche Ansicht: „den Göttern zu danken, daß sie zum

Glück den Schmerz verliehen!» spricht wohl meinen Verstand an, aber für mein Herz hat sie bis jetzt wenig Beruhigendes. Aufrichtig hab ich den Tod meines Vaters betrauert und bei Wiederlesung seiner Briefe viele Thränen vergossen; aber ich konnte mich doch darauf wieder in die Arbeit werfen; ich konnte Etwas über Ihn niederschreiben. Auf mein Kind habe ich noch keine einzige Zeile zu Stande bringen können!»

Am 9. April 1831 entschlief dieser edle Schmerzenträger, viel und hart geprüft in der Schule der Leiden, sanft und ruhig. „Friede und Segen seiner Asche!»

Möge sein Dulden Jenen einen warnenden Fingerzeig geben, welche — einer falsch verstandenen Stimme Gehör gebend — sich zu früh zur schriftstellerischen Laufbahn hinwagen, welche die Zeit und Mittel, ihre Zukunft und Unabhängigkeit mehr zu sichern, vernachlässigen, und auf einem Lebenswege nur jene Rosen sehen, unter deren dünnen spärlichen Blättern spitzige Dornen dräuen.

Stets ist der Weise Herr seines Mißgeschicks.

Es gibt Augenblicke im Leben des zufriedensten, heitersten Menschen, in welchem ihm Alles plötzlich zum Ekel und das Dasein beinahe zur Last wird. Ist er reich, so liegt solcher Stimmung die Fülle des Genusses; ist er arm, ein drückendes Entbehren und der Zusammenfluß alles dessen, was man Mißgeschick nennt, zum Grunde. In solcher Stimmung, die für den Tugendhaften und Frommen nur schnell vorübergehend ist, bedarf man einer Anregung von außen, einer kleinen Veränderung in der, zur Gewohnheit gewordenen Lebensweise, und vor Allem eines auf höhere Lenkung vertrauenden, reinen Gemüthes. Wirklich scheint sich oft die Tücke des wandelbaren Glückes gegen uns verschworen zu haben, so daß es düstere Tage gibt, in denen Alles mißlingt; wo ein Verdruß den anderen jagt; die Gemüthsruhe flieht, edlere Gesinnungen wanken und die Kräfte erlahmen.

Vom Königsthron bis zum Hirtenstabe herunter, hat jeder Flecken im Leben seine Freuden und Qualen; denn Wenige bedenken, daß die Vorsicht nur deßhalb Leiden gegeben, um den Genuß des

Glückes zu erhöhen; den Künstler aber, dessen reizbarer Seele tausend zarte Freudenblüthen winken, verwunden eben so viele Dornen, als er Rosen auf seinem steilen Pfade gepflückt. Für ihn gibt es eine Höhe des Glückes und des Mißgeschickes, wovon der gewöhnliche Trost auf dem gemeinen Lebenswege nicht einmal eine Idee zu fassen vermag; und die, welche ein lockendes Gestirn auf die steile Bahn des Schriftstellerlebens gezogen — wie viele Augenblicke der Aufregung, des Ueberdrusses und Kummers gibt es für diese geistige Lebensfackel, welche ein hartes Geschick ihr Außenleben zu opfern zwingt, um Andern die Nacht des Daseins zu erhellen, gleich wie das strahlende Licht am eignen, lebengebenden Mark zu zehren gezwungen ist.

Also hatte auch vielfältiges Mißgeschick seit einiger Zeit sich über das Haupt Alonzo's, des Dichters, gesammelt und den lebenslustigen Mann düster gestimmt. Uneins mit sich, und grollend dem Menschengeschlechte, streifte er, indessen die Zuversicht auf die Vorsehung in seiner verfinsterten Seele eingeschlummert war, unruhig und gramgebeugt in den fernen Umgebungen der Stadt herum, als ihn vor einem Landhäuschen ein Mann gewahrt, der bei seinem Anblicke stutzt, einen Augenblick mit sich selber kämpft, dann aber vor den Düsteren tritt und ihn mit herzlichen Worten, in sein Haus zu treten, ersucht.

Der Ton seiner Stimme, gewisse Züge des Gesichtes, scheinen dem Sänger bekannt, während doch

keine bestimmte Erinnerung in seinem trüben Geiste hervortritt. Ermüdet von dem zwecklosen Umherstreifen und durch die freundlichen Worte milder erregt, nimmt er jene Einladung an. Er findet im reinlichen Gemache eben den Tisch zum Abendessen gedeckt. Die muntere Frau seines Wirthes und zwei liebliche Kinder tragen durch ihr Benehmen Vieles bei, den Fremden zu fesseln. Er dünkt sich unter längst Bekannten, folgt dem Zuspruch der Landleute, setzt sich mit an den Abendtisch. Das frugale Mal, die harmlose Mittheilung, die heitere Laune seiner Umgebung, glätten die Furchen seiner Stirn und mildern die Züge seines Gesichtes. Als nach geendigtem Male die Kinder seelenvergnügt von dem Tische springen, Vater und Mutter herzen, und den düstern Sänger, wie einen alten Freund küssen, wird ihm das Herz weich und er spricht sehnsuchtsvoll zu seinen fröhlichen Wirthen: „Ach, wie seid Ihr so glücklich!“

„„Wir sind es,““ entgegnete, als sich die Kinder lärmend entfernt hatten, der heitere Alte, zusehends ernster werdend, „„und diese Freude, das Dasein selbst, verdanke ich, nächst Gott, Euch nur allein!““

Erstaunt sieht ihn Alonzo an. Doch der Unbekannte fährt so fort in seiner einfachen und herzlichen Rede: „Freilich war jener Morgen düster, an dem Ihr über die Ludwigsbrücke geeilt, wo, sich einsam denkend und verlassen von Gott und den Menschen, ein Kaufmann an das Geländer sich klammerte — ein Unglücklicher, welchen der, ihm unvermeidlich dün-

kende Fall seines Hauses und Mangel an Zuversicht auf Gott, zu dem schrecklichen Entschluß gebracht hatten, den Tod in den Wellen zu suchen. Als er, sich unbemerkt wähnend, eben in den Fluß springen will, faßt ihn Euer Arm. Der Verzweifelnde erschrickt, bekennt Eueren milden Fragen all seinen Jammer, und Ihr gabt ihm weise Mahnung und Trost. „Unglücklicher!" spracht Ihr, „scheint Euch ein kurzes, schmachvolles Dasein schwerer zu tragen, als eine schreckliche Ewigkeit? Wißt Ihr nicht, daß der Menschen Los wandelbar, und Gott im Mißgeschick immer viel näher ist, als der zweifelnde Schwächling oft glauben will! — Es wird besser mit Euch werden, seid nur ein Mann, und vor Allem ein Christ."

Dieß spracht Ihr und noch Anderes mehr, edler Mann! Der Unglückliche, welcher, in seiner Verblendung, als Selbstmörder enden wollte, war ich. Als Ihr mich zerknirscht und in tiefen Gedanken verließet, brach ein herrlicher Morgen an. Die Schönheit dieses Schauspiels mehrte meine Rührung, gab mir Vertrauen auf Gott, und gestärkt kehrte ich, ergeben in mein Los, nach Hause zurück.

Ich hatte die Unglücksschläge, die mich seit längerer Zeit getroffen, nicht verschuldet. Freunde hatten mich getäuscht; Menschen, denen ich Vertrauen geschenkt, auf eine unverantwortliche Weise schmählich betrogen. Ich überlegte meine Lage ruhig, und

sieh' da, ich fand, daß sie bei Weitem nicht so trostlos sei, als ich in aufgeregter Stimmung sie mir geträumt hatte. Wenn mir mein Hauptgläubiger einen Jahrescredit schenkt, so war ich gerettet. Er kommt zu mir — ich spreche besonnen, vertrau' ihm meine Lage; lass' ihn Einsicht nehmen in meine Bücher; er überzeugt sich, daß ich noch zu retten; sein Interesse knüpft sich an meines, — mir war geholfen!

Ueber Jahresfrist war der Sturm gänzlich gebändigt. Ich zog den kleinen Ueberrest meines Vermögens aus dem ungewissen Handelsgeschäfte, kaufte dieses Haus sammt mehren fruchtbaren Gründen und zog ein beschränktes, doch sicheres Leben, dem unruhigen Gewerbe des Kaufmannes vor.

Mit einiger Besorgniß hatte ich diesen Entschluß ausgeführt. Meine gute Frau war eine höhere Lebensweise gewohnt; ich selbst habe einst ein bedeutendes Haus geführt; ängstlich blickte ich anfänglich auf den nun ärmlichen Wirkungskreis hin. — Aber unsere Erwartungen sind weit übertroffen worden! Wir sind nie so glücklich gewesen. Fern von den Scorpionen des Ehrgeizes und der selbstsüchtigen Berechnung, von den Schlangen des Stolzes und der Habsucht, leben wir uns selbst und unsern Kindern, mit Wenigem zufrieden und durch unser Bewußtsein beglückt. Ich hatte bei meiner ängstlichen Sucht, Geld zusammen zu raffen, tausend selige Freuden, welche ein ruhiges Bewußtsein und die Tugend gewähren, entbehren müssen, und in dem geräusch-

vollen und bewegten Leben war mir sogar die leiseste Idee von dem Genusse eines stillen und häuslichen Glückes verloren gegangen.

Nicht oft genug kann ich nun bessere Menschen darauf aufmerksam machen, wie keine Lebenslage in der Welt so trostlos und kummervoll ist, daß nicht ein einziger Augenblick sie ändern und plötzlich erheitern könne!

Reifes Nachdenken hat mich überzeugt, daß es für den Menschen nur ein, im Innern bestehendes dauerndes Glück gibt — ein Glück, welches er immer und überall finden kann, und daß gerade jenes Anhäufen von Leiden, jene wiederholten Schläge des Mißgeschickes, die oft den ganzen Lebenshorizont mit finsterer Nacht bedecken, die Vorläufer einer günstigen Glückswendung sind; gleichwie bei der äußersten Schwüle an einem Sommertage das rasche Aufthürmen der von allen Seiten herbeiströmenden Wolken, das Leuchten der Blitze und das Rollen des Donners den herrlichsten Genuß einer bald beruhigten Natur verheißen.

„Es wollte mir vor Kurzem dünken," fuhr der Zufriedene nach einem scharfen, aber freundlichen Seitenblick auf den erröthenden Gast fort, „als wäret Ihr nicht in der heitersten Laune diese Wege gewandelt. Was es auch sein mag, Freund, das Euch betrübt, bedenket mein Los und Euerer zur guten Zeit gespendeten Lehre! Ein Mann von Geist und Gemüth kann wohl für

wenig Augenblicke gebeugt, aber niemals erdrückt werden. Der Mensch im Besitze der Tugend, beschirmt von Weisheit und gerüstet mit einem edleren Sinne, ist immer größer als jedwedes Geschick auf der Erde!»

Der Sänger reichte dem biedern Wirthe die Rechte, versetzte nichts auf seine herzliche Rede; aber sein heiterer Blick und die lächelnde Miene bewiesen, daß er, versöhnt mit sich selbst und heiter, wieder dem schönen Leben entgegentrete, wie die Sonne sich aus den thürmenden Wolken erhebt und segenstrahlend auf den freundlichen Erdenrund leuchtet, welchen eine allwaltende Vorsicht beschirmt und auf dem jedwedes Uebel nur als Stufe zur Glücksleiter dient.

Sogar den Schein des Bösen meide.

Oft habe ich junge Leute getroffen, welche die falsche Scham so weit trieben, daß sie sich ihrer frommen und guten Gesinnungen schämten. Wenn sie in eine Gesellschaft leichtfertiger und schlecht erzogener Menschen gerathen, so fehlt es ihnen am Muthe, den wenig ehrbaren Reden, welche diese führen, Widerstand zu leisten, und an der Festigkeit, aus einem so gefährlichen Kreise schnell zu entweichen. Wenn man so ihre Verlegenheit und Unentschlossenheit, in welcher sie schwanken, gewahrt, so möchte man meinen, sie hielten es für eine Schande, tugendhaften Gemüthes zu sein. So gelingt es dem Laster, mit frecher Stirne, wenigstens scheinbar, über reine Seelen zu triumphiren, und nicht immer bleibt der Einfluß, welchen solche Versuche auf schwankende Gemüther äußern, ohne traurige Folgen.

Es gibt allerdings Menschen, welche glauben, daß es Mangel an Einsicht und Bildung verräth, bei gewissen leichtfertigen Reden zu erröthen; daß man für einen Thoren oder Heuchler gehalten werden würde, wenn man den Wortführern mit der Würde und Entschlossenheit einer edeldenkenden Seele Widerstand zu leisten versuchen wollte. Welch' eine

schwachsinnige Meinung, und wie gefährlich ist es, sie auf unsere Worte und Thaten Einfluß nehmen zu lassen!

*

Leander war der Sohn eines Kaufmannes. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und den Wünschen eines eben so rechtlichen als gebildeten Vaters entsprochen. Dieser sein Vater trieb in einer österreichischen Provinzialstadt seine kleinen Geschäfte, deren Ertrag ihn zwar nicht reichlich, doch hinlänglich nährte. Er beschloß, seinen Sohn in ein größeres Handlungshaus nach Wien zu senden, damit sich derselbe mit dem regen Betriebe eines bedeutenden Geschäftes vertraut und fähig mache, mit Gottes Hilfe einst ausgebreitetere Verbindungen anzuknüpfen. So schwer es ihm kam, den braven Sohn von sich zu lassen, so ging ihm doch das Glück desselben weit über die Vaterfreude, ihn um sich zu sehen. Er stellte sich mehr gefaßt und heiter, als er es wirklich war, und zerdrückte beim Abschiede die Thräne, die den verschlossenen Kummer verrathen wollte.

»In der Residenz, mein Sohn,« — sprach er in dem Momente der Trennung mit väterlicher Rührung und Wärme — »in der Residenz wirst du manches Gute und Schöne finden, das dir bis jetzt unbekannt war. Benütze die Erfahrung, welche sich dir darbieten wird, deinen Geist vollständig auszubilden; mache dich hierdurch fähig, ein höheres Glück zu erreichen, als es dein Vater vermochte. Aber, mein Sohn, alle großen Städte haben nebst dem

vielen Guten auch Uebel, die wir einfachen Leute kaum dem Namen nach kennen. Ich empfehle dir dringend, nie eine andere, als eine solche Gesellschaft zu wählen, welche deiner Gesinnung werth ist. Ich weiß, wie viele Gewalt jeder Eindruck auf deine empfängliche Seele hat, und ich bitte dich darum, den Umgang mit Menschen zu meiden, die es sich zur Ehre rechnen, Religion und Tugend für Phantome zu halten. Triffst du solche Leute, so bekämpfe sie mit dem Bewußtsein, daß du für eine gute Sache streitest. Rohheit und Leichtfertigkeit verstummen immer schnell, wenn ihnen Würde und Wahrheit entgegentreten." So sprach er. Vater und Sohn trennten sich mit der Versicherung, einander recht bald und in ihrer Denkungsart unverändert wiederzusehen.

Leander's Vater hatte die letzte Stelle seiner väterlichen Warnungen nicht ohne Grund mit größerem Nachdrucke dem geliebten Sohn an's Herz gelegt. Sein scharfer Blick hatte wohl bemerkt, daß dieser, so edel und fromm gesinnt er auch war, nicht immer den Muth besaß, der Sprache der Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit jene seines Herzens und seiner wahren Gesinnung entgegenzusetzen. Dieses lag nicht sowohl darin, daß seiner Denkungsart Festigkeit und siegreiche Kraft gemangelt hätte, als in einer zu weit getriebenen Gutmüthigkeit, welche es nicht über sich gewinnen konnte, Jemand durch Widerspruch in Verlegenheit zu setzen und in Eifer zu bringen. Aus reiner Güte, die freilich oft in eine gefähr-

liche Schwäche ausartete, wollte er Allen ohne Ausnahme gefällig sein, es mit Niemanden verderben und von Jedem, dem Besseren wie dem Verdorbenen, geliebt sein. Er hatte vergessen, daß ohne Achtung keine Liebe besteht, und daß selbst der Schlechte nichts Anderes, als die Tugend zu achten vermag.

*

Leander fand in der Residenz die freundlichste Aufnahme. Als einen biedern jungen Mann schätzte ihn das Handlungshaus sehr, für dessen Dienst er empfohlen worden war. Und Leander ließ sich auch, so mancher Lockung zum Trotze, in seinem Vorsatze, der Tugend getreu zu bleiben, nicht wankend machen; aber jene Schwäche, die ich im Eingange tadelnd angeregt habe, war ihm geblieben.

Einst traf er an einem öffentlichen Orte zwei junge Leute, deren reiche und angesehene Aeltern mit seinem Principale in mehrfachen Geschäftsverbindungen standen. So leichtfertig diese Menschen waren, so konnte er doch nicht umhin, ihren freundlichen Gruß zu erwiedern und ihrem Zurufe, sich bei dem Tische, an welchem sie saßen, niederzulassen, Folge zu leisten. In ihrer Nähe befand sich nur ein einziger alter Mann, grämlich aussehend, auf welchen Niemand zu achten schien. Die zwei jungen Leute begannen ein freies Gespräch, welches bald in Ungezogenheit ausartete. Sie äußerten sich mit giftiger Zunge über achtungswerthe Männer; fielen bald noch ärger über Frauen und Mädchen her und rühmten sich frech mit Siegen, die ihnen schwerlich zu Theil

geworden waren. Leander hatte nicht so viele Kraft, sein richtiges Gefühl, das solchen Ausbrüchen der Rohheit widerstrebte, gegen diese ungeziemenden Aeußerungen laut werden zu lassen. Es lag ihm überdieß ungemein viel daran, seine Nachbarn nicht gegen sich einzunehmen; denn das Interesse des Hauses, welchem er diente, schien hier Nachgiebigkeit zu fordern. Um sich deßhalb gegen die jungen Leute gefällig zu beweisen, lächelte er zu ihrer Frechheit und ließ sich sogar zu Zeichen des Beifalls verleiten.

Der in der Nähe sitzende Herr fand so etwas für den Ort, an den sie sich befanden, und insbesondere für das Alter und die Bildung der jungen Leute sehr unanständig. Er stand nicht an, sein Befremden über ihr Benehmen offen zu äußern. „Sie sprechen hier, meine Herren," redete er sie in sehr ernstem Tone an, „so unbesonnen von Männern, welche die öffentliche Achtung genießen, daß Sie Ihre gewagten Aeußerungen schwer büßen können! Wahrhaft empörend aber sind Ihre Reden über abwesende Frauen, deren Ehre Sie mit Ihren boshaften Zungen an den Pranger zu stellen wagen. Merken Sie sich, daß Niemand eine größere Verachtung verdient, als Männer, die keine Tugend mehr achten und die Ehre eines Weibes, die doch so wehrlos ist, mit niedriger Verleumdung beflecken! Wenn Sie sich selbst nicht achten, so achten Sie doch das Alter und die Erfahrung eines Greises, der Sie tadelt und warnet."

Die jungen Leute, welche, wie Mehre ihres

Gleichen, nichts weniger als Zurechtweisung ertragen konnten, waren weit entfernt, diese verdiente Ahndung mit Dankbarkeit aufzunehmen. Statt beschämt und von Reue durchdrungen zu sein, erhoben sie sich unter pöbelhaftem Gelächter und behandelten den würdigen alten Mann auf eine so übermüthige und verächtliche Weise, daß dieser die entferntere Umgebung zu Hilfe rufen mußte, um der ungezogenen Bursche ledig zu werden. Diese gingen auch schnell fort, als sich um die Streitenden ein Kreis zu bilden anfing, und es war hohe Zeit; denn obgleich die Herbeigekommenen die Ursache des Zankes nicht wußten, so brachen sie doch bei dem Anblick der ehrwürdigen Miene des Alten, welchen sie von den sich entfernenden Jünglingen so schnöde behandelt sahen, in laute Mißbilligung, ja in Unwillen aus.

Leander hatte zwar den Greis mit keinem Worte gekränkt, aber er hatte es auch nicht gewagt, die Vertheidigung desselben gegen seine unbesonnenen Gesellschafter über sich zu nehmen. Irre geleitet von falscher Scham, verließ er sogar mit ihnen den Platz, und der Alte warf ihm noch einen verächtlichen Blick zu.

*

Leander's Vater hatte, als er seinen Sohn nach der Hauptstadt sandte, noch einen zweiten Lieblingsplan, von welchem dieser nichts ahnete. Der Großhändler Hartenfels, ein weitläufiger Verwandter zu seiner Familie, welcher ein großes Vermögen zusammengehäuft hatte, besaß eine einzige Toch-

ter, deren äußere Schönheit ganz der inneren ihres Geistes und den sanften Tugenden ihres Herzens entsprach. Daß diese seines Sohnes Gefährtin auf dem Wege durch's Leben werde, wünschte der Vater sehnlich. Da er jedoch den Neigungen Leander's keine Gewalt anthun wollte, so verbarg er ihm sogar seinen Wunsch; auf daß nicht etwa die kindliche Liebe vollführe, was allein Herz und Ueberzeugung über ihn vermögen durften. Alles, was er veranlaßte, war, daß Leander Zutritt in des Großhändlers Haus erhielt und demselben bestens empfohlen wurde.

Welch' eine freudige Ueberraschung war es daher für den Vater, als er nach einigen Monaten von seinem geliebten Sohne, der noch immer in ihm den innigsten Vertrauten und besten Freund verehrte, offene Mittheilung erhielt, daß er die herzensgute Ottilie, Hartenfels Tochter, liebe und keinen seligeren Wunsch hege, als mit ihr durch die Bande der Ehe verbunden zu werden. „Sie gleicht vollkommen dem Ideale, welches ich mir von meiner künftigen Gattin entworfen habe," schrieb er an seinen guten Vater; „so viele Herzensgüte, Seelenreinheit und Frömmigkeit — Gott! ohne ihren Besitz werde ich kein Glück auf der Erde genießen! Segnen Sie mein Beginnen im Geiste, bester, gütigster Vater!"

Leander sah sich auf die höchste Stufe seines jugendlichen Himmels erhoben, als er bemerkte, daß die zarte Ottilie seine Gefühle zu erwiedern schien und für ihn innige Achtung und wahres Vertrauen

empfand. Diese entzückende Aussicht des jungen Mannes in eine überaus glückliche Zukunft wurde um so weniger von einer Wolke verdüstert, da auch Ottilien's Vater gegen die entstehende Neigung seiner geliebten Tochter keine Einwendung machte. Er lud, wie früher, den biederen Leander häufig zu sich, fand Wohlgefallen an ihm, und erklärte, daß er bei der Vermählung seiner Tochter, deren künftiges Glück ihm über Alles gehe, mehr auf den Mann, als dessen Vermögen sehen werde. „Mein Eidam muß reich an Gaben des Geistes und Herzens," sprach er einst in recht väterlichem Tone zu ihm, „frei von dem geringsten Flecken an seiner Ehre sein. Niemand weiß es besser als ich, daß Geldsäcke allein nicht glücklich machen. Ist aber mein künftiger Schwiegersohn so erzogen und gebildet, wie ich ihn mir denke, dann ist das, was ich meiner Ottilie mitgebe, mehr als hinreichend, um ihr häusliches Glück, dessen Stützpuncte nur gegenseitige Achtung und wahre Tugenden sind, zu befördern." — Bei diesen Worten stürzte Leander zu seinen Füßen. Stumm war seine Werbung um Ottilien's Hand; aber die Thränen, welche aus seinen Augen rannen, erklärten mehr als die geläufigste Zunge, daß sein ganzes Glück davon abhänge, Sohn eines so weisen Vaters und Gatte einer so trefflichen Tochter zu werden.

Ottilien's Vater erhob ihn. Dieser Antrag hatte

ihn nicht überrascht. Er umarmte den feurigen Jüngling, küßte ihn und sprach: „Sie kennen meine Tochter erst eine kurze Zeit; und obgleich ich auch in Ihren Charakter, lieber Freund, keinen Zweifel setzte, so bedarf es dennoch von beiden Seiten noch einer reiferen Prüfung. Bedenken Sie, daß unser Aller Lebensglück davon abhängt; bedenken Sie, daß mir Ottilie Alles ist! Wenn ich meine einzige Tochter an Jemand hingeben müßte, der ihrer nicht vollkommen werth wäre — solch' eine Erfahrung würde mich schnell in die Grube befördern. Doch, nein, guter Leander! ich habe die beste Meinung von Ihrem guten Herzen, und ich verhehle es nicht, daß ich mit stillem Vergnügen die Hoffnung nähre, an Ihnen einen edelmüthigen Sohn gefunden zu haben.

Wer beschreibt Leander's Entzücken! Er fiel dem edlen Manne um den Hals, küßte und drückte ihn, benetzte seine Wangen und Hände mit Thränen. „O ich Glücklicher! o bester, o gütigster Vater!" dieß war Alles, was er in gebrochenen Lauten hervorbrachte.

An demselben Tage schrieb er an den Urheber seiner Tage, beschwor ihn, wenigstens binnen Monatsfrist in die Residenz zu kommen, theilte ihm seine Hoffnungen, sein Glück mit, bat ihn, mit ihm vereint, dem lieben Gott für so viele Segnungen zu danken.

Von nun an besuchte Leander schon an Ottilien's und ihres Vaters Seite die öffentlichen Plätze. Geschäftige Zungen verkündigten sein muthmaßliches

Glück bereits in der ganzen Residenz, und Wenige gab es, die nicht aus dem Innern ihres Herzens riefen: „Wahrlich, der brave junge Mann hat solch' ein glückliches Ereigniß verdient!"

*

Wie sehr befremdete es den guten Leander, als er nach acht Tagen, vor welchen er eine so tröstende Zusicherung erhalten hatte, Ottilien abgehärmt und in ihren Augen Spuren vergossener Thränen fand. Sie war nicht mehr, wie früher, vertrauensvoll und offen gegen ihn; gar wohl bemerkte er eine unerklärbare Kälte, ein ernstliches Mißtrauen, das sie aus Schonung mühsam zu verbergen suchte. Noch empfindlicher war der Empfang, welcher ihm von Hartenfels zu Theil wurde. Abgemessen und kalt entgegnete er seinen Worten; ergriff dann die Hand seiner Tochter, drückte sie mit väterlicher Wärme und verließ ohne weitere Worte das Gemach, in welches Leander eingetreten war.

Bestürzt ging dieser aus dem Hause, in welchem er die seligsten Hoffnungen künftigen Glückes gefunden und in sich genährt hatte. Wie ein Verzweifelnder brachte er eine schlaflose Nacht zu. „Gott!" sagte er zu sich selbst, „was für eine Aenderung in den Gesinnungen so trefflicher Menschen! Was habe ich denn gethan, das sie hervorbringen konnte? Mein Gewissen wirft mir nichts vor; ich sehe und finde nichts, das mir Licht über ein so kränkendes Benehmen verschaffte;

aber so viel weiß ich, daß ich der unglücklichste, bedauernswürdigste Mensch auf der Welt bin!"

Mit einer qualvollen Unruhe wartete er auf den Anbruch des Tages. Er war entschlossen, mit diesem zu Ottilien's Vater zu eilen und ihn um die Aufklärung jenes Mißverständnisses, das zwischen drei gute Menschen feindlich getreten war, zu bitten. Dieser Gang sollte ihm aber erspart werden. Er erhielt schon am frühen Morgen einige Zeilen von der Hand seines vorigen Gönners, in welchen sich Hartenfels seine Besuche für die Zukunft verbat.

Leander glich fast einem Rasenden. Lange fand er keinen Standpunct, aus dem er seine Lage betrachten konnte. Endlich ward er darüber einig, dem grausamen Verbote zum Trotze, zu Hartenfels zu eilen, um von ihm bestimmte Erklärung zu fordern. Gespannt an allen Nerven, stürzt er dahin. Der Diener verweigert ihm auf ausdrücklichen Befehl seines Herrn den Eintritt. Leander läßt sich nicht abhalten; er schleudert den Menschen mit jugendlicher Kraft fort von der Thür und stürzt mit trotziger Gewalt in jene Gemächer, in welche er sonst so oft, als ein geachteter Freund und geliebter Sohn, friedlich getreten war.

Doch sein kochendes Blut schien plötzlich zu Eis geworden zu sein, als er an Hartenfels Seite jenen Alten, welchen er einst mit seinen Freunden an einem öffentlichen Orte so bitter beleidigt und gekränkt hatte, sitzen erblickte. Er fuhr zusammen, blieb an

der Schwelle halb gekrümmt stehen und rang vergeblich nach Fassung.

Ottilien's Vater sah mit einem festen Blicke nach ihm: „Ich errathe die Absicht Ihres Erscheinens," sprach er; „nun, die Erklärung, welche Sie von mir wünschen, können Sie sich selbst geben. Mein Herr! Ihr Befremden verräth, daß Sie meinen alten ehrlichen Freund Halder bereits kennen. So bedarf es des Weiteren nicht mehr." — „„O dieses bedarf es noch!"" rief Leander in einem Mitleid anflehenden Tone. „„Bei Allem, was Ihnen heilig ist, schwöre ich, daß ich an jener Scene unschuldig war! schwöre, daß sie mein eigenes Gefühl verabscheute; daß ich —"" „Schweigen Sie, mein Herr!" entgegnete Hartenfels ernst, „erniedrigen Sie sich durch dieses Benehmen nicht noch tiefer, als es schon geschah! Wie kann sich Jemand eines feinen Gefühls rühmen, welcher die frechen Verleumdungen ungezogener Bursche belächelt? welcher einen Greis, dessen Miene und Alter Ehrfurcht gebieten, dem Gespötte freigestellt lassen, sich überdieß an seine Beleidiger anschließen kann? Sparen Sie jedes Wort zu Ihrer Vertheidigung! Daß Sie nicht böse sind, weiß ich — doch werde ich mich nie entschließen, das Glück meines einzigen Kindes in die Hand eines Mannes zu legen, welcher so schwach ist, um was immer für Rücksichten willen, den Schein eines verdorbenen

Herzens auf sich zu laden. Meine Ottilie theilt diese Meinung. Sie ist mit mir vollkommen einig und wird auch aus eigener Ueberzeugung nie Ihre Gattin. Leben Sie wohl. Mein Entschluß steht unerschütterlich fest; doch zürne ich nicht weiter auf Sie, und bin bereit, bei jeder Gelegenheit Ihnen hiervon Beweise zu geben!"

Vergeblich war Leander's Versuch zu einer Rechtfertigung — selbst des gekränkten Greises Vorwort blieb ohne Erfolg. Ottilien's Vater bestand unerschütterlich fest auf dem Vorsatze, einem Manne, der den Schein, ein zügelloses Leben geführt und gegen ein würdiges Alter Verachtung bewiesen zu haben, nicht ernstlich vermieden hatte, nie als seinen Sohn zu erkennen.

Tief gebeugt eilte Leander nach Hause. In eben diesem Augenblicke war sein Vater angekommen. Derselbe entsetzte sich, seinen geliebten Sohn in solcher Verfassung zu sehen. Die Augen waren ihm weit zurückgetreten, seine Wange in die Farbe des Todes gehüllt. Er stürzte in die Arme des erschreckten Vaters: „Ach, ich habe Ihre Warnung nicht geachtet. Mein ganzes Lebensglück habe ich meinem Ungehorsam zum Opfer gebracht — Ottilie ist für mich verloren! Gott! wer hätte diese Folgen einer einzigen unvorsichtigen Schwäche geahnet!"

Leander fand in der sanften Theilnahme seines Vaters einigen Trost. Dieser that keinen Schritt mehr, Ottilien für seinen Sohn zu gewinnen; denn

des Banquiers Hartenfels unbiegsame Strenge hatte ihn verletzt; auch wußte er wohl, daß keine Rechtfertigung ein einmal verlornes Vertrauen im vollen Maße wieder gewinnt. Ueberdieß sah er ein, daß seines Sohnes Gesundheit, erschüttert durch so heftige Stürme, der Pflege und Vorsicht bedürfe. Er nahm ihn mit sich und legte seine kleine Reise schnell zurück. Leander kam schwer erkrankt in seinem Geburtsorte an. Erst nach Monden genas er von einem Nervenfieber, das ihn an den Rand des Grabes gebracht. Doch selbst nach seiner Genesung fand sich seine ehemalige Heiterkeit und jener Alles beseligende Frohsinn nicht wieder ein; auch vermählte er sich nie in seinem Leben.

Laß' dich vom Versucher fassen, Nimmer wird er von dir lassen.

Angela hatte frühzeitig ihren Gatten, dem sie mit der treuesten Liebe ergeben war, verloren. Unheilbar blieb die Wunde, welche ihr dieser Verlust geschlagen und obgleich noch im Besitz aller Reize eines liebenswürdigen Weibes, dachte sie doch an nichts weniger, als an eine neue Vermählung. Zurückgezogen von der Welt, lebte sie auf einem schön gelegenen Gute nur ihrem Schmerz und dem Gedanken an jene Zeit, in welcher die Getrennten zur ewigen Liebe sich vereint sehen werden.

Sie war nur einem einzigen Mädchen aus ihrer Umgebung zugethan, das sie in früher Jugend zu sich nahm und menschenfreundlich erziehen ließ. Luzie, die zugleich die Geschäfte eines Kammermädchens versah, war ihre Gesellschafterin, die Vertraute ihres Schmerzens und Theilnehmerin ihrer wenigen Freuden. Die edle Frau behandelte ihre Umgebung mit Sanftmuth und Freundlichkeit, Luzien aber mit fast mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit. Sie besaß keine Kinder, und vor Allem ist es dem weiblichen Geschlechte Bedürfniß, irgend einem Gegenstande mit einer innigeren Neigung zu leben. So geschah

es, daß Luzie immer mehr in der Gunst ihrer Wohlthäterin stieg und endlich wie die Tochter des Hauses behandelt ward.

Durch ihr einschmeichelndes Benehmen und ihre Aufmerksamkeit für die leisesten Wünsche Angela's wußte Luzie solche herzliche Gesinnungen fest zu halhalten. Sie schien jener Liebe würdig; und ihre Wohlthäterin pries sich glücklich, ein Wesen, von dem sie sich kindlich geliebt hielt, um sich zu haben. Luzie aber war ein eitles Mädchen, das mehr an Außendingen, als an kindlicher Liebe und Dankbarkeit hing. Sie war falsch genug, ihre Wohlthäterin dieses nicht ahnen zu lassen.

Einst ordnete Angela ihre Schränke und Luzie leistete Dienste dabei. So geriethen Sie auf Angela's reichen Schmuck, der ein Geschenk des verstorbenen Gatten war. Fünf Schnüre Perlen, deren jede die Größe einer Erbse hatte, ein herrliches Diamanten-Collier, Ringe mit den seltensten Steinen und Ohrgehänge, fast unschätzbar an Werth, schimmerten ihnen entgegen. Luzie schlug vor Verwunderung die Hände zusammen und konnte sich an dem Blinken des Geschmeides nicht satt sehen.

Angela schien an dem Entzücken des Mädchens Vergnügen zu haben. Sie sprach: „Es freut mich Luzie, daß du an diesem Geschmeide Gefallen findest. Du wirst es vielleicht einst mit mehr Glück und Vergnügen, als ich, tragen. Ich mache dir kein Geheimniß daraus, daß dieser Schmuck nebst einer guten Aussteuer in meinem letzten Willen für dich be-

stimmt ist. Du mußt mir aber, so lang' ich lebe, eine gehorsame Tochter sein." — Wer schildert die Freude des eitlen Mädchens. Sie küßte der edlen Pflegemutter die Hände, flog nun an ihren Hals, besah dann wieder die Schätze, welche die ihrigen werden sollten, und kannte kein Maß ihres Glückes.

Wochenlang beschäftigte die Aeußerung der trefflichen Frau ihre rege Einbildungskraft. Sie sah sich schon als ein sehr reiches Mädchen, als die Zierde der Stadt, angebetet von der höhern Welt, und erröthete, indem sie auf ihren Nacken blickte, daß er die süße Last der blinkenden Perlen noch nicht trage. „Gott! wie glücklich werde ich sein!" rief sie ein über das andere Mal aus.

Aber diesen süßen Gedanken folgten bald andere, mehr trüber Art nach. „Jetzt bin ich in meinen blühenden Jahren;" dachte sie, „jetzt würde mich dieser Schmuck wohl kleiden, — aber wie lange wird es noch hingehen, bis ich das Erbe erhalte; und wer weiß, ob je! Ist meine Pflegemutter nicht noch eine junge Frau! kann sie sich nicht noch vermählen, und wer steht mir dafür, ob sie ihre Gesinnung nicht wieder ändert? Verzeih' mir's Gott, aber ich wollte" — Sie schauderte bei diesem Wunsch anfänglich selbst zurück; ja, sie wies ihn von sich, weinte über ihre Undankbarkeit sogar; aber die Perlen, die Diamanten, das Gold schimmerte vor ihrer reizbaren Phantasie und die schwache Regung des Pflichtgefühles versank in dem Meere des niedrigen Eigennutzes.

Luzie hatte sich dem Versucher in die Arme geworfen. Sie wurde bald mit dem Wunsche, daß ihre Pflegemutter sterben möchte, vertraut, konnte ihn schon ohne alle Aufregung in ihrem Innern hegen. Die Folge davon war, daß ihr die Nähe ihrer Wohlthäterin peinigend ward; sie hatte die Macht verloren, ihr kindliche Liebe zu heucheln. Angela bemerkte diese Aenderung erst spät, ohne ihre Quelle zu ahnen. Sie machte dem Mädchen leise Vorwürfe, ward endlich, als ihr Betragen unverändert blieb, immer kälter gegen sie.

Hierzu kam noch, daß Luzie sich bald darauf einer Neigung für einen jungen Taugenichts hingab, welche ihre würdige Pflegemutter nicht billigen wollte. An die Stelle der Kälte trat bei der Undankbaren Mißvergnügen und Haß. Es war nun ganz an der Zeit, daß diese Frau stürbe, wenn sie noch glücklich werden sollte — und, ich schaudere zurück, indem ich dieses schreibe — die gottvergessene Luzie, schon so weit der Versuchung der Hölle unterlegen, ward endlich mit dem Gedanken vertraut: das Leben der edelsten Pflegemutter, die nichts als ihr Glück wollte, gewaltsamer Weise zu enden. Gott sei es gedankt, daß unter Millionen von menschlichen Wesen nur Ein solches Scheusal geboren wird, daß Jahrhunderte vorübergehen, eh' solch' ein teuflischer Gedanke in der Brust eines Mädchens erwacht!

Um ihre Kornböden von Ratten und Mäusen zu befreien, hatte Angela eine ziemlich große Menge

Arsenik verschreiben lassen. Sie gab dasselbe in Luzien's Hände mit der Weisung, es ja wohl zu bewahren, damit durch Unvorsichtigkeit kein Unglück geschehe. Hätte sie einen festen Blick auf das Mädchen geworfen, als sie das verderbliche Gift in ihre Hände gab! — Luzie erröthete, erblaßte dann wieder wie eine Leiche; ihre Augen traten zurück und funkelten, als stritt' eine Hölle in ihnen; ihre Hände und Knie zitterten. „Ich fürchte mich vor dem Gifte!" stammelte sie mit starrer Zunge, als kämpfte noch ihr besserer Genius mit dem riesenstarken Versucher. „„Darum wahre es wohl, mein Kind!"" versetzte die Pflegemutter, ohne in ihrer reinen Seele das Geringste zu ahnen.

Luzie hatte es über sich, den Kaffeh zu besorgen. Da Angela sich am andern Tage etwas unwohl fühlte, so begehrte sie außer der gewöhnlichen Zeit eine Tasse dieses Getränkes. Luzie von ihrem inneren Teufel besiegt, mischt das schreckliche Gift dem kochenden Wasser ein; der Todestrank lag bald in der Tasse. Sie hebt dieselbe dreimal empor, aber die Tasse war zu schwer; denn das Leben einer trefflichen Mutter, die ewige Seligkeit einer gottverlassenen Tochter lag darin! Sie vermag es nicht, den Trank selbst zu überbringen. Schon will sie, von einer besseren Regung übermannt, ihn weggießen, als eine Magd zu ihr hintritt, und mit der Versicherung, daß Angela ungeduldig des Getränkes harre, eilig die Tasse ergriff, und sie — dem

Opfer allzu großen Vertrauens, allzu treuer Liebe sorgenlos bringt!

Luzie zuckt noch nach dem Gefäße; ein Fieberschauer durchfährt sie, sie sinkt auf den Boden — Verzweiflung wüthet in ihrem Gehirn und der Tod klopft in ihrem Herzen. Betäubt bleibt sie im Erstarren liegen, bis sie lautes Geschrei aus demselben weckt. Die Gebieterin hatte mit einem Male Krämpfe bekommen. Dieser Diener stürzt nach dem Arzt, jener nach der Küche. Luzie rafft sich auf, schleppt sich in das anstoßende Gemach, in dem die Pflegemutter, von fürchterlichen Schmerzen jählings ergriffen, weilt. Sie war eben allein, da ihre Leute nach Hilfe suchen. Bei all ihrem Leiden — welche Ruhe, welcher Frieden in ihren Zügen! und Luzie —? Die Haare zu Berge gesträubt, die Augen stier, den Mund halb geöffnet, die Brust, in krampfhaften Zügen nach Luft kämpfend — den Tod, die Verzweiflung, jetzt schon die Qual der Hölle im Innern — sie kann sich nicht halten, sie stürzt mit einem jämmerlichen Schrei zu den Füßen der Geopferten und wälzt wider Willen die Last ihres Verbrechens von der zitternden Zunge; kreischend stößt sie die Worte aus: „Sie sind vergiftet mit Arsenik, o Mutter! — sind es von mir!"

Angela, überrascht und entsetzt bei diesem Geständnisse, faßt sich bald, greift nach einem Gefäße mit Milch, das in der Nähe steht, trinkt es als Gegengift aus bis zur Neige, und erhebt dann die krampf-

haft zusammengesunkene Luzie. „Schweige!“ ruft sie ihr leise zu, „bald erscheinen Zeugen. Ich befehle es dir.“ In diesem Augenblicke tritt der Arzt ein. Die edle Frau geht ihm einige Schritte entgegen. „Helfen Sie, Doctor, wenn Sie noch können, ich habe aus Versehen Arsenik genommen;“ spricht sie mit Ruhe und benimmt sich mit so vieler Seelenstärke bei dem ersten allgemeinen Erstarren, daß sie dem Arzte fast ein überirdisches Wesen schien. Die zweckmäßigsten Mittel werden angewendet, und der Arzt erklärt nach einer Stunde, für ihr Leben einstehen zu können.

Indessen lag Luzie bald ohnmächtig, bald in Fiebergualen auf dem Sopha Derjenigen, die sie zu ermorden versucht. „Laßt sie bei mir,“ sprach Angela, „sie hat viel um mich gelitten und an dem Zustande, in dem Ihr sie seht, bin ich und der Schrecken Schuld.“ Der Arzt erschrak, wie er ihren Puls fühlte und verordnete lindernde Mittel. Angela mußte, bis zur Ohnmacht erschöpft, zu Bette gebracht werden. Man konnte ihr nicht verbergen, daß die Folgen dieser Vergiftung ihr wahrscheinlich noch viele Leiden bringen würden; aber sie verlangte, daß auch für Luzie ein Bett herbeigeschafft werde, aus rührender Sorgfalt, daß diese in der Fieberhitze oder Verzweiflung ihr Verbrechen nicht selbst fremden Ohren vertraue. Sie begehrte nach Ruhe und der Arzt gab zu, daß man sie einige Stunden allein lasse.

Als sich die Zeugen entfernt hatten, sprang die unglückliche Luzie von dem Lager auf, stürzt, in heiße Thränen gebadet, die Hände ringend und oft vor Verzweiflung in ihren eigenen Haaren wüthend, zu Angela's Füßen. Sie nennt sich selbst ein Scheusal und legt unter tausend Verwünschungen ihres Daseins ein offenes Bekenntniß ihrer großen Schuld und der schändlichen Beweggründe hierzu dar: „„Mich hat die Hölle mit diesen Schätzen geblendet,"" jammerte sie laut, „„ich sehe nun das Entsetzliche meiner That — ich verfluche mich selbst. Verzeihen nur Sie mir, edle Frau, auf daß auch Gott mein Verbrechen verzeihe!""

Angela sprach mit himmlischer Sanftmuth zu ihr, tröstete die Gefallene liebreich; erhob sich dann vom Lager, indem sie mühsam den ihrem Bette nahen Schrank öffnete, worin sich das Geschmeide befand. „Ich habe dir ganz verziehen, Luzie, und damit mich nichts an diese schreckliche Stunde erinnere, so nimm jetzt schon den Schmuck, der dich so lüstern gemacht. Sieh', mein Kind, ich bedarf seiner nicht. Sobald du gestärkt bist, sollst du damit und mit jener Geldsumme, die ich dir nach meinem Tode zugedacht hatte, in die Stadt ziehen. Du wirst einsehen, daß unser Zusammenleben für uns Beide nur schmerzerregend sein müßte; sei daher von nun an dein eigen, werde glücklich und froh! Aber wisse, Luzie, daß ich dir vom Herzen

verzeihe; und keine Seele soll, ich schwöre es dir, von diesem unglückseligen Vorgang erfahren.“

Luzie war zerknirscht. Sie vermochte es nicht, ein Wort zu erwiedern. Plötzlich aber wurde sie von heftigen Krämpfen überfallen, welche eine Folge ihres Gemüthszustandes waren. Sie erbrach Blut und der Arzt erklärte bei seinem zweiten Besuche ihre Krankheit für äußerst gefährlich. — Angela hingegen war durch Anwendung der zweckmäßigsten Mittel gerettet worden, wozu der Umstand, daß sie, des widerlichen Geschmackes des dargereichten vergifteten Getränkes wegen, nur eine geringe Menge davon genossen hatte, viel beitrug. Sie konnte bald am Bette der Gefallenen Krankenpflege versehen. — Die unglückliche Luzie aber war von einem Nervenfieber der gefährlichsten Art ergriffen worden. Sie redete fast immer irre, sprach von Geschmeide, von Gift, von dem Tode. In lichten Augenblicken ergriff sie jedoch immer reumüthig und zerknirscht die Hände des sie pflegenden Engels und bat Gott, daß er Angela's Milde vergelte.

Nach acht Tagen ihrer schmerzvollen Krankheit gab sie, von den fürchterlichsten Krämpfen neuerdings befallen, unter den Tröstungen der heiligen Religion und Angela's mildem Zuspruch den Geist auf; und obgleich Niemand um die näheren Umstände, welche ihre Krankheit veranlaßten, wußte, so blieb doch selbst ihre Leiche Allen ein Gegenstand des Entsetzens; denn ihre Züge waren verzerrt und,

wer sie anblickte, ahnete dunkel: „So sterben die, welche uneins mit ihrem Gewissen!"

Angela beweinte den Tod der Unglücklichen. Sie lebte nun nur mehr für Arme und Jene, welche ihrer Hilfe bedurften. Nie verließ sie aber der Ausdruck jener himmlischen Ruhe, welcher den wahrhaft guten und edlen Menschen in allen Lagen des Lebens so unverkennbar adelt.

Prahle nie mit fremder Gunst und deinem Glück.

Ernst Stilling war einer aus jenen Jünglingen, welche zu den besten Hoffnungen berechtigten. Sein Vater ließ ihm eine ausgezeichnete, wissenschaftliche Bildung geben; denn es war eine seiner Hauptmaximen, daß uns böse Menschen und das Schicksal alle erworbenen Güter nehmen können, nur die nicht, welche in uns selbst aufgehäuft liegen, nämlich Tugenden und Kenntnisse. Stilling war den gutgemeinten Lehren seines edlen Vaters immer treu geblieben; und so kam es, daß er die ihm vorgezeichnete Studienbahn mit Vorzug und Ehre zurücklegte. Man denke sich die Wonne des guten alten Vaters. Sein Herz war erfüllt mit Freude und Liebe; und seine Gedanken schwebten in einem Meere von schönen Planen und Hoffnungen.

Keine Epoche im Leben ist für den jungen Mann wichtiger, als die, in welcher er sich für einen Stand entschließt und ihm seine Thätigkeit zu widmen im Begriffe ist — jener unruhige, mit Angst und Hoffnung erfüllte Zeitpunct, in welchem er ein Amt, und mit diesem Fortkommen, sein ganzes Lebensglück sucht; wo Alles auf seinen gereizten Gemüthszustand

einwirkt, wo Hoffnung die herrlichsten Luftschlösser eben so schnell aufbaut, wie sie die Furcht wieder niederreißt. — Wie viel Eigenthümliches hat diese Lage für sich, und welche Folgen lassen solche Kämpfe in dem Gemüthe zurück! Der innere Sturm, in welchen sie so Manchen versetzen, würde zu heftig werden, wenn ihm nicht die jugendliche Kraft mit Allgewalt entgegenträte, wenn jener natürliche Leichtsinn nicht wäre, welcher der Jugend so eigen ist und manche trübe Aussicht mit den von der Einbildungskraft rosig gefärbten Wolkenbildern ihrem ungeübten Blicke verschließt.

Stilling dachte aber doch etwas ernster über die Lage, in welcher er sich befand. Des Vaters kleines Vermögen war durch die kostspieligen Studienjahre des Sohnes verschlungen worden; der Vater selbst näherte sich dem unbehilflichen Greisenalter. Desto mehr stachelte den jungen Mann die Nothwendigkeit auf, einen Broterwerb zu finden, der nicht nur allein seine eigenen Bedürfnisse sicherstellte, sondern ihn auch bald zu dem erwünschten Ziele führen konnte, gegen den besten Vater dankbar zu sein, mit ihm als liebender Sohn zu theilen, was sein Fleiß zu gewinnen vermochte. Es fehlte dem jungen Manne nicht an Fähigkeiten, nicht an einem feurigen gefälligen Vortrage, nicht an allen den äußeren Gaben, durch die man Menschen gewinnt und für sich gute Vorurtheile erregt. Allein je mehr sich Stilling mit seinem Ziele beschäftigte, je vertrauter er sich mit allen jenen Schwierigkeiten machte, die ihm

entgegenstanden, desto traurigere Ansichten ward er gewahr. Gerade die Laufbahn, für welche er sich seit früher Jugend verwendet hatte, für die er eben so viele Vorkenntnisse, als Liebe in seinem Inneren fühlte, war in diesem Zeitpuncte von allen Hoffnungen für Anfänger entblößt und dennoch von Bittstellern umringt, die nach erledigten Stellen seufzten. Die Meisten aus diesen hatten gewichtige Empfehlungen und bedeutende Gönner für sich. — Ernst aber stand allein und hatte Niemand, der für ihn sprechen wollte, als seine Studienzeugnisse, seinen unermüdeten Eifer und sein gutes Herz, das, um gegen den alten Vater dankbar zu sein, kein Opfer in der Welt gescheut haben würde. Doch was sollte ein junger Mann unter so traurigen Umständen thun?

Stilling war ein entschlossener junger Mann, der sein einmal gewähltes Ziel um nichts mehr aufgeben wollte. Er versuchte es daher, bis zu dem Minister des Königs zu dringen, was ihm bei der Zugänglichkeit dieses angesehenen Staatsmannes nicht allzu schwer wurde. In einer Art von Betäubung, wo die letzte Kraft seiner muthvollen Entschlossenheit gegen die natürliche Aengstlichkeit sich stemmte, trat er in den Audienzsaal desselben. Doch als er den Minister ansichtig wurde, verließ ihn sein Muth. Er zitterte, wollte sprechen und vermochte es kaum. Zum Glück hatte er in einem gut verfaßten Gesuche alle Gründe berührt, die seinem Wunsche günstig sein mochten und demselben die günstigen Zeugnisse beigelegt, welche er auf seiner Studienbahn erhalten

hatte. Dieses mit einer fleißigen Ausarbeitung über staatswirthschaftliche Gegenstände begleitet, überreichte er stammelnd. Der menschenfreundliche Minister, welcher einen sehr geübten Blick in das Innere der Menschen hatte, fand an dem Zagen dieses jungen Mannes mehr Gefallen, als er an allzu vieler Entschlossenheit gehabt haben würde, welche in einem solchen Falle die Linie von Frechheit und Anmaßung berührt. „Ich will Ihre Eingabe lesen und sehen, was für Sie gethan werden kann. Kommen Sie in einigen Tagen wieder um näheren Bescheid.“ So sprach derselbe, und diese wenigen Worte, in einem freundlichen und herablassenden Tone gesprochen, erhoben den Jüngling. Er schied mit Rührung und nicht gänzlich hoffnungslos.

Inzwischen hatte Stilling Muße genug gehabt, sich wieder zu sammeln. Viel gefaßter als je, trat er nach wenigen Tagen vor den gütigen Staatsmann hin. Ach, und mit welch' freudigem Beben erfüllte ihn die Gunst, mit der er empfangen wurde! „Mit wahrem Vergnügen,“ so sprach der Minister, „habe ich Ihre mir mitgetheilten Ansichten durchlesen. So jugendlich und schwankend sie auch sind, so zeugen sie doch von einem Kopfe, der unter guter Leitung mit der Zeit dem Staate nützliche Dienste leisten kann. Ihre Zeugnisse sprechen überdieß günstig für Sie. Ich werde aus diesen Rücksichten die Gelegenheit, etwas zu ihrem Besten zu thun, nicht versäumen. Die Erledigung Ihres Gesuches sollen Sie

bald erhalten. Thun Sie aber immer Ihre Pflicht mit inniger Ueberzeugung und Liebe, und hüten Sie sich vor allen jenen Fehlern, zu welchen ein rascher jugendlicher Geist so leicht verleitet. Die geringste Unbesonnenheit kann reich an verderblichen Folgen für Ihre Zukunft sein.“ Ernst war im hohen Grade gerührt; er schwur im feurigen Dankgefühle, dieser Warnung immer zu denken, und legte das Glück seines Lebens, das sorgenfreie Alter eines geliebten Vaters in die Hände eines so menschenfreundlichen, edlen Günstlings des Königs. Dieser entließ ihn mit der trostreichen Versicherung seines Wohlwollens und seiner Gnade.

Stilling flog von dieser glücklichen Stelle zu seinem Vater. Er fiel ihm um den Hals, küßte und drückte ihn: „Freuen Sie sich, wir sind Beide glücklich — der Minister selbst ist mein Gönner!“ Dieß waren die ersten Ausdrücke seiner Freude durch Worte. Nun aber berichtete er im raschen Drange der Rede Alles, was diese hohe Person in gnädigen Ausdrücken zu ihm gesprochen hatte. Aber die Freude ließ ihn nicht lang an diesem Orte. Er eilte zu seinen Bekannten und Freunden, erzählte den Horchern, welch' ein Glück er gemacht. Und wie er in den Zügen so Manches derselben Mißgunst und jene unverkennbare Miene des Neides wahrnehmen mochte, ließ er sich von der freudetrunkenen Stimmung, in welcher er schwelgte, unbesonnen fortreißen, sagte, um sie durch größern Neid zu bestrafen und seinem Eigendünkel zu schmei-

cheln, hier und da mehr, als ihm der Minister verheißen hatte, und rühmte sich auf eine unvorsichtige Weise seiner Huld. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses weiter. Es machte ihm ja so viel Vergnügen, sich als eine wichtige Person anstaunen zu lassen.

Nach diesem Triumphe, welchen der junge Mann sich verschafft hatte, kehrte freilich die Besonnenheit wieder zurück. Er hätte nach genauer Ueberlegung, wohl manches Wort lieber ungesprochen gewußt; aber die Kinder der Zunge haben Flügel und, wer sie einmal von sich gelassen, fängt sie wohl nimmer zurück!

Viele Tage waren vergangen, und keine Erledigung des zurückbehaltenen Gesuches erfolgte. Immer sehnsuchtsvoller und ungeduldiger erwartete der feurige Jüngling die Bestätigung des verheißenen Glückes. In solcher Qual schwebte er mehr als einen ganzen Monat hindurch. „Nur Gewißheit über mein künftiges Los!" so rief er täglich in unwilliger Muthlosigkeit aus. Endlich wurde dieser Wunsch erfüllt. Der Amtsbote überbrachte das eingereichte Gesuch. — Vor wenigen Tagen war ein aussichtsvoller Posten im Bureau des Ministers erledigt worden. — Stilling wußte es wohl — er zweifelte nun an seinem Glücke nicht mehr — er öffnet die Entscheidung mit gänzlicher Zuversicht — und findet erstarrend die wenigen Worte: „Für Jetzt kann auf dieses Gesuch keine Rücksicht genommen werden."

Wie vom Donner gerührt stand der junge Mann da. Schmerz, Unwille, Schrecken bemächtigten sich wechselweise seines raschen Gemüthes. Er war in diesem Augenblicke zu jeder Ueberlegung unfähig. Die gnädigen Worte des Ministers, und diese Entscheidung — was sollte er denken? Nach einer traurig durchwachten Nacht entschloß er sich endlich, bei dem Minister neuerdings um Gehör anzusuchen. Stilling erschien vor seinen Thüren und wurde nicht vorgelassen; er wagte am zweiten Tage einen nachfolgenden Versuch, und erhielt die niederschlagende Antwort, daß ihn der Minister nicht sprechen wolle. „Gott! was ist geschehen?" rief er in Verzweiflung aus, „daß dieser menschenfreundliche Staatsmann so hart gegen mich verfährt, da er doch vor Kurzem mir solch ein entschiedenes Wohlwollen bewies? ich bin verloren, aber ich muß hierüber Aufschluß erringen!"

Stilling konnte dem ergrauten Vater diesen unglückseligen Erfolg nun nicht länger verborgen halten. Man denke sich den Schmerz dieses würdigen Mannes! dennoch suchte er ihn, aus Schonung für seinen Sohn, zu unterdrücken. Er ließ es auch nicht an Tröstungen fehlen. Endlich errinnerte er sich, daß einer der königlichen Räthe, welcher das volle Vertrauen des Ministers besaß und unter seinen Augen die Geschäfte des Bureau's leitete, ihm in früherer Zeit manche Beweise von Zuneigung gegeben habe. Zu diesem führte er seinen Sohn; trug

ihm den traurigen Vorfall, wie er ihn kannte, vor; rühmte das gute Herz und die kindliche Liebe seines Sohnes; bat dann um Aufklärung, Beruhigung und Trost.

Freundlich empfing der Rath den Vater, ernst und finster den Sohn. Sein Blick durchdrang Letztern und schien in den Tiefen seines Herzens lesen zu wollen. Endlich aber sprach er: „Und Sie, junger Mann, errathen die Veranlassung der Ungnade des Ministers nicht? Erinnern Sie sich jener warnenden Worte, die Ihnen derselbe bei der Audienz gegeben hatte: Sich vor jugendlichen Uebereilungen zu hüten, da sie oft die gefährlichsten Folgen für's Leben haben können! Wie wollen Sie auf Vertrauen Anspruch machen, wenn Sie eine so menschenfreundlich gegebene Lehre noch an demselben Tage und auf eine so unzarte Weise zu brechen wagten? Es ist bekannt, daß Sie sich in prahlerischen und unziemlichen Ausdrücken der Gunst des Ministers gerühmt haben. Ein so umsichtiger Staatsmann konnte einem Manne, der nicht zu schweigen versteht, und überdieß die Gränzen der Wahrheit und Schicklichkeit verletzt, in seiner wichtigen Sphäre kein Amt vertrauen. Ich bedaure Ihren alten würdigen Vater; ich bedaure auch Sie. Aber merken Sie es sich für Ihr ganzes Leben: daß keine jugendliche Unbesonnenheit größer ist, als jene elende Prahlerei, jenes lächerliche Wichtigthun, das nur den Neid der Schlechten und das Mißtrauen

der Klugen erweckt. — Der Minister ist streng und seinen Grundsätzen treu; aber er ist auch Menschenfreund und zum Vergeben geneigt. Dieß zu Ihrem Troste; jedoch vor Allen vergessen Sie diese Lehre nicht."

Mit diesen Worten entließ er die Beiden. Der Vater war über jene unerwartete Aufklärung in eben dem Grade überrascht, wie sein Sohn von Beschämung und Schmerz zu Boden gedrückt. Tiefe Reue ergriff den jungen Stilling und zehrte mit nagendem Kummer an seinem Herzen. Tausend Thränen flossen über die begangene Thorheit, und nur die ermunternden liebevollen Worte des Vaters hielten ihn so weit aufrecht, daß er nicht das ganze Vertrauen in eine bessere Zukunft verlor. „Soll mich denn eine einzige Uebereilung, im Freudenrausche begangen, für mein ganzes Leben unglücklich machen?" So rief er oft mit nassen Augen aus, und sah bittend zum Himmel empor.

Diese gewonnene Erfahrung war zu traurig gewesen, als daß er sie nicht lebenslänglich im Gedächtnisse behalten hätte. Für immer war er geheilt von jener elenden Schwätzsucht und dem Drange, sich vor Andern größer, oder wichtiger zu machen. Ein männliches, weise zurückgezogenes, ernstes Wesen trat an die Stelle jenes jugendlich feurigen Charakters, und so unzugänglich, wie er von außen schien, so wohlwollend fühlte sein Herz, welches für Aller Beglückung schlug. — Aber die häusliche Noth war in-

dessen bei ihm sehr groß geworden; sein Vater und er darbten bereits; und so war allmälich in Beiden der letzte Stern des Vertrauens gesunken — als der königliche Rath, dessen wir oben erwähnten, mit freundlichem Gesichte in ihr Gemach trat. „Sie sind Referendar des Ministers," sprach er zu dem jungen Stilling. „Ihr zeitliches Glück ist gemacht, wenn Sie sich selbst darum nicht bringen. Ihr bisheriges Betragen entging unsern aufmerksamen Blicken nicht. Erhalten Sie für sich solche Grundsätze immer."

Welch' ein Jubel ertönte bei dieser freudigen Kunde! Stilling hatte mit ihr ein neues Leben gewonnen. — Er entsprach auch in der Folge ganz den Erwartungen des menschenfreundlichen Ministers und stieg, von seiner Huld gefördert, von Stufe zu Stufe im Dienste des Staates.

*

Jünglinge, die Ihr etwas werden wollet, laßt Stilling's Lehre auch für Euch gegeben sein. Viele aus Euch können leicht seine traurigen Erfahrungen theilen, Wenigen aber dürfte der Zufall solch eine günstige Wendung des selbst bereiteten Mißgeschickes gönnen.

Es übten Beide eine schöne Pflicht.

I. Thomson, der Dichter.

Menschen, welche die Kunst lieben, oder treiben, sind immer die Bessern ihres Geschlechtes. Denn Verstand und Gefühl sind es vor allen, welche uns weit über andere sinnliche Wesen erheben. Gleichgültigkeit und Abneigung gegen Wissen und Kunst hingegen sind der unverkennbare Zug eines niedern und gemeinen Charakters.

Wenn aber der kalte Verstand und das warme Gefühl sich um den Vorrang streiten, wer würde nicht, bei allen den Verirrungen, welche es ohne sichere Leitung begeht, diesem den Preis zugestehen! Und so nothwendig auch jener dem Dichter ist, so bedarf er doch eine gefühlvolle, für das Gute und Edle empfängliche Seele in einem weit höheren Grade. Diese Fülle des edelsten Herzens, dieses reine Gemüth, das seine Ideale aus der bessern Welt, welche bald in lichteren bald dunkleren Ahnungen vor seine Seele zieht, mit unendlichem Zauber schöpft; diese süße Reizbarkeit, welche durch den leisesten Eindruck, der bei gewöhnlichen Menschen spurlos vorüberzieht, zu Werken voll Anmuth und Zartheit begeistert —

muß den Dichter vor besseren Menschen adeln und ihrer innigsten Theilnahme werth machen; muß ihn glanzvoll erheben, so viel Mühe auch Dummheit und Anmaßung anwenden, mit vornehmem Dünkel und erkünstelter Verachtung auf Alles niederzublicken, was Geist und Talent hat.

Und wenn es gleich wahr ist, daß mancher Jünger der Kunst durch einen oder den anderen Fehltritt jene Achtung, die ihm gezollt werden sollte, herabspannt und jene Theilnahme, die er erregen sollte, erkalten läßt: so sollte man hierbei ja nicht vergessen, daß gefühlvolle Menschen immer am leichtesten fehlen. Um so mehr, da eine aufmerksame Betrachtung lehrt, daß der Conflict der Leidenschaften, die Noth und der Mangel, welchem so mancher Künstler, der Unterstützung verdiente, bloßgestellt ist, und endlich die vornehm thuende Gleichgültigkeit, mit welcher Menschen, die an Herz und Bildung tief unter ihm stehen, nicht selten die erste Veranlassung zu seiner Verirrung bilden, — zu Verirrungen, die nicht zu entschuldigen sind, und die er gewiß selbst, wenn er zur Besinnung gekommen ist, mit bitterem Schmerze bereut.

Mit welchen abschreckenden Hindernissen das wahre Talent oft lange zu kämpfen hat, bis es über das Vorurtheil und die sich vornehm blähende Schwäche durch Anerkennung gehoben wird, beweiset, nebst dem Beispiele der meisten großen Geister der Welt, auch das frühere Leben Thomson's, des unsterblichen Sängers der Jahrszeiten.

Thomson wurde im Jahre 1700 zu Eduam, in der schottischen Grafschaft Roxburh, von armen Aeltern geboren. Der Unterstützung biederer Menschenfreunde verdankte er es, die Schule zu Jedburch, und später die hohe Schule zu Edinburg besuchen zu können. Frühzeitig bewies er schon ein nicht gewöhnliches Talent für die Dichtkunst. Es war der Lieblingsplan seiner Aeltern, daß er sich dem geistlichen Stande widme, und Thomson begann bereits diese Studien.

Der Tod seines Vaters änderte die Richtung seiner Laufbahn. Er eilte nach seinem Geburtsorte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, seiner im hohen Alter arm und hilflos zurückgelassenen Mutter in ihrer traurigen Lage kindlichen Beistand zu leisten. Kein Herz war empfänglicher für Liebe und Dankbarkeit, als seines. Darum hing er auch mit voller Seele an der, welcher er sein Dasein verdankte; und bei dem herben Mangel, dem sie, beinahe blind von dem Drucke der Jahre, bloßgestellt war, empfand er den bittersten Schmerz. Um ihr Los zu erleichtern, ließ er nichts unversucht; aber der Flecken, in dem er sich mit seiner Mutter befand, war nicht der Ort, welcher die Hoffnung zu hegen erlaubte, daß für die Tage der Mutter und des Sohnes bald ein günstigerer Stern aufgehen würde.

Als der dankbare Sohn verschiedene Wege, sich hinlänglichen Erwerb zu verschaffen, versucht hatte, benützte er einst eine heitere Stunde seiner Mutter, sie zu vermögen, mit ihm nach London zu ziehen. „Dort," sprach er, „finde ich eher Gelegenheit,

durch meine Talente mein Los zu verbessern. Erfüllen Sie meinen Wunsch und folgen Sie mir. Hier ist ein Schreiben meines Schulfreundes Mallet, der für meine ersten Bedürfnisse zu sorgen verspricht, ob er gleich selbst nicht Vieles zum Besten hat.»

Die arme Mutter weinte bei dem Gedanken, den Ort, wo sie erzogen, mit einem biederen Mann vermählt worden war, und wo sie in früherer Zeit glückliche Tage erlebt hatte, im späten Alter, verlassen zu müssen. Es that ihr auch leid um das Grab ihres Gatten, an welchem sie oft Trost gesucht und in den bittersten Augenblicken immer gefunden hatte; aber ihr guter Sohn bat sie so inständig und in einem so rührenden Tone, daß sie ihm ihre Einwilligung nicht mehr versagen konnte. Als er ihr „Ja» hatte, schien Thomson der glücklichste Mensch auf der Erde. Seine lebhafte Einbildungskraft spiegelte ihm goldene Berge vor. Er umhalsete seine Mutter, küßte und drückte sie, und sprach: »Weinen Sie nun nicht mehr; von diesem Tag' an soll Sie kein Kummer mehr trüben!»

Aber wie sehr hatte sich der feurige junge Mann in seiner Hoffnung getäuscht! — In seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre kam er nach so manchen Beschwerlichkeiten, welchen jeder Andere erlegen wäre, mit seiner theuern Bürde in London an. Nur mit großer Mühe und durch die wahrhaft brüderliche Unterstützung seines Freundes Mallet, gelang es ihm, ein Dach zu finden, unter welchem er sich und seine alte Mutter unterzubringen vermochte. Noth und

Mangel suchten den armen Thomson in dieser Stadt heim, wo die sinnloseste Verschwendung, aus dem Füllhorne des Reichthums schöpfend, und die schrecklichste Armuth, am Tuche des Hungers nagend, im schreienden Contraste sich gegenüberstehen. Ein ganzes Jahr hatte er zu kämpfen, bis er für die erste Abtheilung seiner Jahreszeiten, den „Winter," einen Verleger fand. Allein der höchst geringe Ehrensold, den er dafür gewann, war nicht einmal hinreichend, die Schulden, welche er im höchsten Drange zu machen gezwungen war, gänzlich zu tilgen, viel weniger seinen Bedarf für längere Zeit sicherzustellen. Hierzu kam noch, daß seine Jahreszeiten, welche nach und nach erschienen, und jetzt der Stolz der brittischen Dichtkunst sind, die Aufmerksamkeit des Publicums anfänglich wenig erregten. Sie waren mit einer lebhaften, und überaus reichen Einbildungskraft gedichtet, voll neuer und origineller Bilder, welche Thomson aus dem unerschöpflichen Born der Natur nahm. Dieses Gedicht ist sein Meisterstück und unter allen beschreibenden Dichtungen der Engländer das Vorzüglichste. Aber niemand bekümmerte sich um ihren im Elende schmachtenden Dichter; so daß Thomson verzweifelt haben würde, hätte ihn sein reger Sinn, sein durch nichts zu entmuthigender Geist und seine kindliche Liebe nicht immer thätig und aufrecht erhalten. Also wird häufig erst spät dem wahren Verdienst seine Krone; aber sie wird ihm gewiß. Dieser Gedanke gieße Jedem, der sich eines rechtlichen Willens bewußt ist, Trost und

Ermunterung in's Herz, wenn er nach Anerkennung sich fast schon müde rang.

Hätte Thomson, wie es ihm Viele riethen, seine Mutter in ein Hospital geliefert, so würde er, da er für sich nur allein zu sorgen gehabt haben würde, *sein* Lebenslos freier und besser gemacht haben. Aber mit edlem Unwillen wies er Anträge dieser Art von sich. „So lang ich eine Krume Brotes erwerbe," sprach er, „so lange ist diese für meine Mutter erworben, und sie betritt eher das Hospital nicht, bis ich vor Hunger zu ihren Füßen gestorben.

Allein dieser Muth wurde auf die fürchterlichste Probe gestellt. Seine theure Mutter erkrankte. Was in seiner Kraft lag, wendete er zu ihrer Pflege an. Die Zahl seiner Schulden, von welchen nie mehr verzeihliche gemacht worden sind, wuchs, — aber *die Mutter genas*. Ueber diesen Augenblick hatte er Mißgeschick und Sorge gänzlich vergessen. Er schwamm in Freude und Wonne!

Schon ist seine Mutter wieder so zu Kräften gekommen, daß sie an dem Arme ihres Sohnes das erste Mal seit ihrer Krankheit in die freie Luft gehen will. In diesem Augenblick traten Gerichtspersonen in die Stube, um Thomson in das Schuldengefängniß zu führen. Einer seiner Gläubiger von dem er 30 Pfund Sterlinge (beiläufig drei hundert Gulden Conventions-Münze) geborgt hatte, erwirkte von den Gerichten den Verhaftsbefehl. Seine Mutter sank kraftlos zu Boden. Thomson erhebt sie sanft, tröstet sie kindlich und empfiehlt sie noch in wenigen Zeilen

der Sorgfalt seines Freundes. Ohne Widerrede, jedoch mit schwerem und leiderfüllten Herzen, folgt er dann den Dienern der Gerechtigkeit in den Ort, wo zu den Vergehen des Muthwillens und der frechen Verschwendung nun das liebenswürdige der kindlichen Aufopferung kam.

So hatte sein widriges Geschick den Tag, welcher ihm, um seiner Mutter willen, der glücklichste seines Lebens schien, in jenen der Schmach und bitteren Qual mit Einem Zuge verwandelt.

II. Quin, der Schauspieler.

Der Stand der Schauspieler steht bei Vielen nicht in dem besten Rufe. Ich bin überzeugt, daß man mit einem allgemeinen Urtheil gegen denselben ungerecht handelt. Die Individuen, welche sich auf die Bühne drängen, sind, wie in ihrer Kunstfähigkeit, so auch in ihrem moralischen Werthe verschieden.

Die Freiheit, welche der Schauspielerstand mit sich bringt, hat freilich auch häufige Ausschweifungen seiner Mitglieder im Gefolge. Aber diese stehen größtentheils in der Kunst auf einer mit ihrer Moralität gleich niedrigen Stufe. Je klarer der echte Künstler seinen Beruf, auf Sittlichkeit und Bildung seiner Zeitgenossen vortheilhaft zu wirken, einsehen, und in seinem Innersten ehren lernt, desto mehr wird er sich, nicht bloß als Künstler auf der Bühne, sondern auch als Mensch veredelt, erheben.

Daß es sehr sittliche und würdige Schauspieler gibt, lehren die Beispiele der Vergangenheit, wie auch der Gegenwart. — So komme ich auf einen rührenden Zug, den man von Quin, einem berühmten englischen Schauspieler, erzählt, und welcher mit der eben abgebrochenen Erzählung in enger Verbindung steht.

Quin, dessen vielfältigem Talente zu Thomson's Zeiten ganz Britannien auf die ausschweifendste Weise huldigte, war sowohl als Künstler wie als Mensch gleich achtungswerth. Seine Talente hatten ihm Vermögen gebracht, das er zur Unterstützung Unglücklicher und der Armen verwendete. Er suchte bei seinen Wohlthaten weder Ehre noch Vortheil, sondern übte sie meistens auf eine so geheime Weise, daß man entweder gar nicht, oder doch sehr spät den großmüthigen Geber errieth. Er hatte ein gerades, mitunter selbst barsches Wesen, so daß Mancher sein treffliches Herz in der rauhen Hülle verkannte.

Einst hört Quin auf der Flur seiner Wohnung eine jammernde weibliche Stimme. Theilnehmend eröffnet er seine Thür und erblickt eine alte Frau, welche bitterlich weinet und klagt. Er heißt sie eintreten und forscht mit Theilnahme nach dem Grund ihrer Betrübniß.

„Ach," spricht sie, „eben komme ich vom Herrn Watts, der Ihnen gegenüber wohnt. Ich bin die unglücklichste Mutter auf der Erde! Mein einziger Sohn, der mich im hohen Alter mit kindlicher Liebe gepflegt, und, meiner tödtlichen Krankheit willen,

Schulden gemacht hatte, sitzt, nun ein Opfer dieser Liebe, im Gefängnisse. Herr Watts ist der Gläubiger. Ich warf mich zu seinen Füßen — wie sehr habe ich gefleht, wie tief mich gedemüthiget; aber ich hatte es auch für meinen Sohn gethan — und doch Alles vergebens!" Sie fing neuerdings heftig zu weinen an.

Quin wird durch diese Aeußerungen des bitteren Schmerzes lebhaft ergriffen. „„Nun und wie groß ist denn die Schuld, um deren willen er seine Freiheit verlor?"" fragt sie der Schauspieler, wie es schien, äußerst gespannt.

„Ach! mein Herr! leider eine große Summe: dreißig Pfund! wo soll ich sie hernehmen?"

Unwillig erwiedert Quin: „„Ei! hätte Sie nicht früher sagen können, daß es nur solch' eine Kleinigkeit ist! Sie würde sich dann all ihr Geschrei und Ihre Thränen erspart haben. Dachte ich doch, daß es eben so viele Tausende wären!"" — Man sah es seinem gutmüthigen Unwillen an, wie er bloß darüber grollte, sich kein größeres Verdienst um einen dankbaren Sohn erwerben zu können. „„Sei Sie ruhig, gute Frau!"" fuhr er gemäßigter fort, „„Ihrem Sohne ist geholfen! Das ist eine Summe, welche viele Müßiggänger in London stündlich auf eine einzige Karte setzen, oder für Tändeleien sorglos verwerfen. Dafür ist sie freilich sehr groß; für zwei so gute Leute aber, wie Ihr Sohn und Sie wohl sein mögen, scheint sie mir allerdings klein. Nenne Sie mir nur seinen Namen.""

„James Thomson, mein Herr!“ spricht die unglückliche Mutter, deren freudige Ueberraschung keine Gränzen hatte.

„„Wie, Thomson? doch nicht der Dichter der Jahreszeiten?““

„Ach ja! derselbe, mein Herr!“

Da versetzt Quin, vom raschen Eifer ergriffen: „„Ei, Miß Thomson! warum sagten Sie mir nicht gleich beim Eintritte, daß Sie die glückliche Mutter des talentvollsten unserer Schriftsteller sind! Ja, eine glückliche Mutter, sage ich; ein so trefflicher Dichter und ein so guter Sohn dazu! Wie können Sie weinen? Trocknen Sie Ihre Thränen! Gehen Sie getröstet nach Hause; denn so wahr ich Quin heiße, ehe noch eine Stunde verfließt, bringe ich Ihren Sohn, welcher die rege Theilnahme von ganz England verdient.““

Er greift nach seinem Hute, zieht einen Oberrock an, sah sich nach Thomson's Mutter in seiner Hast nimmer um, welche vor inniger Freude und Rührung wie eine Bildsäule dasteht, und stürzt in ungestümer Eile, die ihn höchst liebenswürdig machte, die Treppe hinunter, zum Hause hinaus.

Thomson saß mittlerweile, in tiefe Gedanken versunken, im Schuldengefängnisse. Er dachte auf das Los seiner Mutter und mit doppelter Schwere lag der Druck des Mißgeschickes auf ihm. Nun aber ward er durch einen Unbekannten gestört, welcher heftig hereintrat und ihn mit folgenden Worten aus seinen trübsinnigen Träumen erweckte; „„Sie

kennen mich nicht, mein Herr? mein Name ist Quin.""

Thomson empfängt ihn voll Höflichkeit: „Zwar habe ich nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen; doch Ihres Namens Ruf tönt von einem Ufer Englands bis zu dem andern; jeder Britte spricht ihn mit Stolz und mit Freude aus." — Er nöthigt ihn, sich niederzulassen, und fragt nach der Ursache, welche den berühmtesten Schauspieler seiner Nation zu ihm geführt habe. Quin entgegnet, daß er ein Geschäft mit ihm abzumachen hätte, welches sich bei einer Flasche Wein wohl leichter beendigen ließe.

""Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mir die Vorrechte des Wirthes angemaßt habe."" Er ruft seinen Diener, welcher an der Thür geharrt hatte, und nun einige Flaschen herrlichen Weines und kalte Küche auf Thomson's Tisch stellt.

Beide tranken und aßen. Der Wein wirkt auf die Gemüthsstimmung des Gefangenen, welche sich zusehends aufheitert. Endlich schließt Thomson die Scene mit den Worten: „Erlauben Sie nun, mein Herr, daß ich Sie wiederholt um die Veranlassung frage, welche mir das Glück verschafft, Sie persönlich bei mir und an diesem Orte zu sehen?" Der Dichter meinte, daß irgend ein Schauspiel, oder eine schwierige Rolle, bei der er zu Rathe gezogen werden würde, die Ursache des Besuches sei.

""Mein Herr," versetzt Quin mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit; „ich bin Ihr Schuldner. Sie ha-

ben von mir Hundert Pfund zu fordern, und ich finde mich ein, sie zu bezahlen.““

Mit niedergeschlagener Miene antwortet ihm Thomson, tief gekränkt: „Ich habe Sie nie beleidigt, mein Herr, und begreife daher nicht, wie Sie, von dessen Herzensgüte ganz London spricht, sich in meiner höchst traurigen Lage einen so empfindlichen Scherz erlauben können?“

„„Bei Gott!““ spricht der Biedermann, „„davon bin ich weit entfernt. Ich sage, ich schulde Ihnen Hundert Pfund, und hier, Herr Thomson, zahle ich sie zurück.““ Bei diesen Worten legt er eine Banknote von diesem Betrage auf den Tisch.

Thomson ist außer sich vor Erstaunen und dringt in seinen Wohlthäter um die Lösung dieses unbegreiflichen Räthsels. „„Nun, so sollen Sie es denn wissen,““ entgegnet Quin nach einiger Weigerung. „„Ich habe Ihre Jahrszeiten gelesen und wurde davon lebhaft ergriffen. Voll Dankbarkeit gegen einen so gemüthlichen Dichter, bestimmte ich Ihnen in meinem Testamente ein Legat von Hundert Pfund Sterling. Heute vernahm ich zufällig von Ihrer alten Mutter Ihre drückende Lage. Da dachte ich denn, daß ich eben so gut das Vergnügen haben könnte, jene Summe lebendig auszuzahlen, als diese Pflicht den Vollstreckern meines letzten Willens zu überlassen, und zwar in einer Zeit, in der Sie selbe vielleicht weniger nöthig haben dürften, als

nun. — — Dieses, Herr Thomson, ist die Angelegenheit, um deren Willen ich zu Ihnen gekommen bin. Sie dürfen mir nun nicht das Vergnügen versagen, an meiner Hand zu Ihrer lieben Mutter zu eilen, welche Sie bereits mit klopfendem Herzen erwartet. Ihre Schuld bei Watts ist getilgt — wenden Sie sich in Zukunft an bessere Freunde!««

Thomson umarmt den Edlen gerührt. Es gebrach ihm an Worten, den Dank zu schildern, welcher sein Herz bestürmte.

Quin blieb aber als Freund und Gönner des gemüthlichen Dichters nicht auf halbem Wege stehen. Er gewann seinen Freund Whateley, einen sehr geschätzten und einflußreichen Mann, zu dessen Gunsten. Durch diesen wurde Thomson an den berühmten Pope und an den Lordkanzler Talbot empfohlen, welcher ihm die völlige Ausbildung seines ältesten Sohnes vertraute, und ihm dann die einträgliche Stelle eines Secretärs der Patente verschaffte, welche ihm erlaubte, sorgenlos und ungestört den schönen Trieben seines hochstrebenden Geistes zu folgen. Selbst der Prinz von Wales, von Talbot und Pope angeregt, interessirte sich nun für den Dichter, welcher von diesem Augenblick an jene Anerkennung seines Talentes, jene Theilnahme seiner Dichtungen fand, die sie in so reichlichem Maße verdienen.

Auf diese Weise war das Glück eines wacke-

ren Mannes gegründet, dessen Verdienste um die Poesie unsterblich sind; dessen Verdienst um eine alte, hilflose Mutter aber gefühlvollen und edlen Herzen noch theuerer ist. Und so möge denn das Talent sich immer und überall mit der Tugend verbinden, und Hand in Hand mit ihr gehen und gute Menschen zum Nacheifer wecken!

Wie des Goldes, trügt des Glückes Schein.

Als die immer geschäftige Speculation die Ausspielung von größeren Besitzungen und herrschaftlichen Gütern durch Lotterien ersann, wurden bei einem der ersten dieser Versuche dem Gerichtsschreiber eines Städtchens zwei Lose zum Verkauf übersendet. Der Gerichtsschreiber Reinthal war ein rechtlicher Mann, welcher das größte Glück in der Erfüllung seiner Pflichten fand. Ein treuer Gatte, ein musterhafter Hausvater, darbte er sich das Brot von dem Munde ab, um billige Wünsche seines Weibes erfüllen und seinem einzigen Sohne eine gute Erziehung geben zu können. Er besaß gesunden Verstand und mehr Kenntnisse, als sein Dienst erforderte. Man kann sich leicht denken, daß er dem Lotteriewesen überhaupt nicht zugethan und ob jener Zusendung nicht sehr erfreut war.

Da aber die Lose einmal in seinen Händen waren, so wollte er sie doch aus Gefälligkeit gegen den Uebersender an den Mann bringen. Er trug sie zu dem Bürgermeister des Städtchens, einem reichen und stolzen Mann. Dieser fuhr ihn an, machte ihm Vorwürfe über

seine Neigung, aller Welt dienen zu wollen, und nahm dann zum Ende doch Eines davon, während er dem armen Gerichtsschreiber noch manche kränkende Rede anhing. Unmuthig kehrte Reinthal zurück und warf das übrig gebliebene Los auf den Tisch. „Niemand soll mich zu ähnlichen Geschäften mehr verleiten," rief er, „bleibe du da liegen, verwünschtes Los, so lange du willst!" Da kam sein Weib, tröstete den braven Mann über die Reden des Bürgermeisters, die er doch von dem allgemein bekannten Uebermuth und Stolze jenes Mannes nicht anders hätte erwarten können, und sprach zum Ende, einer verführenden Eva nicht unähnlich: „„Nun, wenn du das zweite Los behalten willst, so thust du ganz wohl daran. Man muß dem Glücke die Thür öffnen. Versuche, — vielleicht war die Sendung der Lose und die Behandlung des Bürgermeisters ein höherer Wink!""

Reinthal aber versetzte: „Du weißt, Katharine, daß ich auf blinde Gaben des Glückes nicht zähle. Die Wahrscheinlichkeit, durch Lotteriegewinn reich zu werden, ist viel geringer, als jene, es durch betriebsamen Fleiß und Haushalt zu werden. Da du indessen den Besitz eines Loses zu wünschen scheinst, so schließe dieß ein in deinen Schrank; nicht, weil ich Glück hoffe, sondern weil ich die demüthigende Last, es Anderen anzubieten, abgewälzt wünsche." Und so blieb das Los in Katharinens Händen, zu ihrer heimlichen Freude, da sie gar zu gern zu dem Besitz eines Gutes gelangt wäre.

Wie sich in der Welt Alles erwarten läßt, so kam auch die Ziehung jenes Gutes heran. Mit dem nächsten Posttage trafen schon die Listen im Städtchen ein. Reinthal schlug sie geduldig nach; fand, daß sein Los, wie er's erwartet, durchgefallen sei; lächelte gutmüthig über den kleinen Verdruß seiner Frau, und schlug dann die Nummer des Zweiten nach, welches dem Bürgermeister verkauft worden war. Doch kaum hatte er das Papier, wo die Nummern angemerkt waren, zur Hand genommen und auf den Anfang der Listen geblickt, als er die Nummer des Bürgermeisters mit großen Ziffern in dem ersten Treffer erblickte. „Katharine!" rief er zwar sehr überrascht, doch mit männlicher Ruhe, „das Glück ist dem Bürgermeister günstiger gewesen als uns; — er hat die Herrschaft gewonnen!"

Sein Weib schlug bei diesen Worten die Hände zusammen und jammerte, von einer Regung Neides und Unwillens übermannt, als wäre ihr das größte Unglück widerfahren: „„Ist es möglich,"" rief sie, „„Er, der stolze und übermüthige Mann! der bis jetzt seinen Reichthum nur zu Anderer Kränkung und Drucke gebraucht, er solch' ein Glück; und wir, die wir's schon in den Händen hatten, die wir's ihm aufgedrungen, die es so nothwendig gebraucht und gewiß mehr verdient hätten; — wir sind arm und noch ärmer, als je! Ist das eine Vorsehung? ist der Himmel gerecht, der den Unwürdigen gibt und die Bedürftigen hilflos läßt?"" So klagte sie fort

und weinte inzwischen, während Reinthal vergebens das Wort zu gewinnen suchte.

„Aber Katharine," fuhr er endlich halb unwillig und mit einer Miene auf, welche dem Wortschwall seines Weibes einen Damm setzte, „wohin führt dich dein Eifer? Du beleidigst die Menschen und lästerst Gott. Wenn ich dein gutes Herz nicht so wohl kennte, ich müßte an dir irre werden! Sei ruhig und lasse ab, die Vorsehung, welche menschlicher Sinn nicht ergründen kann, zu tadeln. Was Gott thut, ist wohlgethan! Hat es uns je an dem, was Noth that, gefehlt? erwerb' ich eine Zeit nicht mehr, als wir bedürfen? stört etwas unsere häusliche Ruhe? Ei, so lasse denn den Teufel der Habgier nie einkehren in genügsame Herzen!" — Mit solchen Worten beruhigte er sie; setzte sich dann und berichtete dem Bürgermeister in einigen Zeilen, die Ziehungsliste beifügend, das glückliche Ereigniß, da er aus Zartsinn die Kunde hiervon persönlich zu überbringen vermeiden wollte.

Mit freudigem Jubel empfing sie der Glückssohn, doch auch mit schmutzigem Undank. Er dachte nicht daran, dem Urheber seines Glückes die Bitterkeiten zu vergelten, mit denen er ihn bei der Uebergabe des Loses gekränkt. Sein Stolz wuchs zur Lächerlichkeit und sein Uebermuth zur empörenden Unmenschlichkeit. Er ließ den Gerichtsschreiber, aus Furcht, von ihm um ein Geschenk angegangen zu werden, nicht mehr vor sich; und zog endlich, nach-

dem er sich aus der Residenz kostbare Pferde und Wagen, für seine Gemahlin Kleider und Schmuck verschreiben ließ, zur Freude des ganzen Städtchens im Triumph auf das gewonnene Gut.

Wenn sich auch, so lange der stolze Günstling Fortunens in der Stadt weilte, Katharinens Unmuth öfters erregt fand, so siegte ihr gutes Herz doch über menschliche Schwachheiten dieser Art gänzlich, als der Gutsherr einmal über alle Berge war. Das Städtchen wählte nun einen rechtschaffenen alten Mann zum Bürgermeister, der sein Amt mit Ruhe und Gerechtigkeitsliebe zur Freude Aller verwaltete. Einem solchen Vorgesetzten konnte Reinthals Geschäftseifer, wie seine Tauglichkeit zu einem höheren Beruf, nicht entgehen. Mit der menschenfreundlichsten Theilnahme brachte er es deßhalb dahin, daß dem rechtschaffenen Reinthal eine Stelle im Rathe zu Theil ward.

Auf diesem Posten fand Reinthal Gelegenheit, sich ehrenvoll auszuzeichnen. Täglich wuchs sein Einfluß; und der alte Bürgermeister, der ihn stets seinen Sohn nannte, äußerte oft, daß er für seine Stelle zum Besten des Gemeindewohls keinen würdigeren Nachfolger wünsche. Er starb und sein Wunsch ging in Erfüllung, Reinthal ward mit lauter Stimme des Beifalles Bürgermeister.

Durch weise Sparsamkeit und durch Katharinens klugen Haushalt hatte er sich, zwölf Jahre nach des ersteren Bürgermeisters Abzug, ein für das Städt-

chen, in dem er lebte, nicht unbedeutendes Vermögen zurückgelegt; auch hatte sein Sohn die Studien vollendet und an der hohen Schule zu Wien die Doctorswürde erhalten. Ausgerüstet mit den trefflichen Grundsätzen seines Vaters, Kopf und Herz an der rechten Stelle, war er die Freude der glücklichen Aeltern und die Bewunderung Aller, welche ihn kannten. Wer zweifelt hier noch, daß Reinthal unter solchen Verhältnissen ein Glück genoß, das er gegen keine andere Lebenslage in der Welt, selbst nicht gegen alle Güterbesitzungen der Monarchie, vertauscht haben würde.

Auch seine Gattin verlangte nun kein anderes Los, und wurde manchmal, wenn sie der heitere Reinthal, ihres einstmaligen Aergers über das Glück des stolzen Bürgermeisters willen, aufzog, auf sich selbst böse. Man hatte, da das Gut von dem Städtchen sehr weit entfernt lag, außer einigen Gerüchten, welche Reinthal für Lügen hielt, von dem Ausgewanderten seit zwölf Jahren nicht das Geringste vernommen.

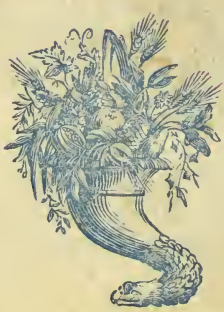
Da kam einmal die Gerichtsschreiberstelle jenes Städtchens in Erledigung, was durch ein öffentliches Blatt bekannt gemacht wurde. Es gab der Bewerber Manche darum, und schon war der Termin zur Einreichung der Gesuche fast verflossen, als sich bei Reinthal noch ein Candidat melden ließ, der sein Gesuch persönlich vorbringen wollte.

Wie sehr verwunderte sich Jener, als er den Sohn des Gutsherrn vor sich sah, den er, wenn er nicht selbst seinen Namen genannt hätte, nicht erkannt haben würde. Auf seine Fragen antwortete dieser nur mit Thränen. „Ach, mein unglücklicher Vater ist todt, meine Mutter darbt in tiefem Elende, und ich werde in meinem Jammer vergehen, wenn Sie sich nicht meiner, aus Rücksicht für den ehemaligen Standpunct meines Vaters, erbarmen! — Unbekannt mit der Leitung eines Grundbesitzes, verblendet von Stolz und Sucht, Aufsehen zu erregen, haben wir nicht nur unser früher erworbenes Vermögen, sondern auch den, durch heilloses Glück uns zugesandten Besitz in die Welt geschlagen. Politische Ereignisse und unvorhergesehene Unglücksfälle vollendeten unsern Ruin. Unzählige Mal haben wir den tückischen Gewinn, als die Quelle unsers Leides, verwünscht! Da nun mein armer Vater, der die hieraus entspringenden Demüthigungen hart ertrug, vor Gram hingestorben, habe ich keine Aussicht, als Ihre Güte und Hilfe.“ So sprach der unglückliche junge Mensch unter häufigen Thränen, und sein zerstörtes Aeußeres wies die Spuren erlittenen Elendes.

Reinthal verwandte, wie man es von seinem biederen Charakter erwarten konnte, seinen Einfluß, daß der Hilflose die ledige Stelle erhielt; und zur staunenden Katharine sprach er freund-

lich die Worte: „Wie nun, liebes Weibchen, willst du noch mit der Vorsehung rechten? Urtheile in Zukunft nicht mehr blind über höhere Fügungen und lass' uns bei glücklichen und widrigen Vorfällen im Leben an dem Wahlspruch halten: „Vor Allem bedenke das Ende!"

Inhalt.

Seite

Die Selbstsucht entgeht ihrer Strafe nicht 3
Der Herr verläßt die Seinen nicht 10
Der Dichter Friedrich Christian Raßmann 36
Stets ist der Weise Herr seines Mißgeschicks 44
Sogar den Schein des Bösen meide 51
Laß' dich vom Versucher fassen,
Nimmer wird er von dir lassen 65
Prahle nie mit fremder Gunst und deinem Glück . . 75
Es übten Beide eine schöne Pflicht 85
Wie des Goldes, trügt des Glückes Schein 99